universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Ein Mensch

Dallago, Carl

Berlin [u.a.], [1909]

urn:nbn:at:at-ubi:2-16146

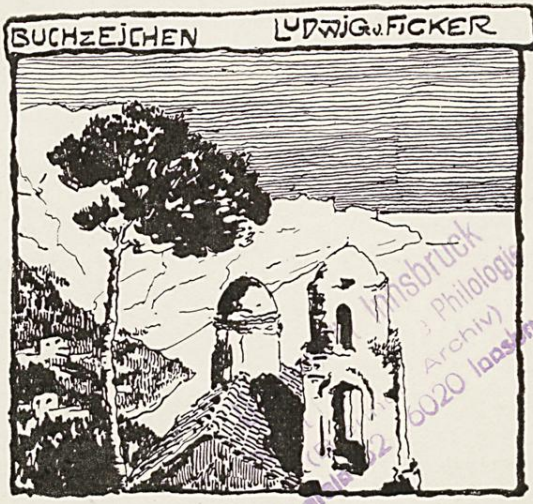
Karl Dallago

Ein Mensch

Ein Roman in Bildern

BA
554

Juncker · Verlag
Berlin · Stuttgart · Leipzig



Innsbruck
Philologie
Archiv
6020 Innsbruck

BA III - 554

Universität Innsbruck
Institut für deutsche Philologie
(Brenner Archiv)
Josefstr. 52 6020 Innsbruck

INNSBRUCK

Carl Dallago

Ein Mensch

Roman in Bildern

Axel Juncker Verlag
Berlin / Stuttgart / Leipzig

Universität Innsbruck
Institut für Philologie
(Brenner Archiv)
Innrain 52 6020 Innsbruck

BRENNERARCHIV
+CB537500

Werden — Ein Branden

I.

Auf Hang und Schroffen ruhn des Winters Pranken
vergraut und hart, begraben liegt die Luft;
das Blau des Himmels und des Sees versanken.
Felstrümmer liegen rings verstreut, und kraus
deckt starres Moos der rauhen Blöcke Bruft.
Aus Kar und Graten langt ein bleicher Schein
sowie des einsamen Gefilds Gebraus
in bleicher Wölbung ohnmächtig hinein.

Trüb ragt ein Baum: der kahlen Äste Dehnen
steht rings vom grauen Lichterschwall bedrückt;
im Fieberhauch des Herbstes starb sein Sehnen.
Nun wartet er im frostgekühlten Raume,
bis sich der Südwind zu den Gründen bückt
und aus den Tiefen neue Kräfte rafft;
dann reckt er sich und reißt aus dumpfem Traume
sich auf zur Tat, die ihm Erlösung schafft.

Noch aber liegt auf jeglichem Erwachen
der Druck erstarrter Leben rings im Raum.
Das Schweigen hört sich an wie eisig Lachen,
das übrig blieb vom tausendfachen Blühn.
Es wich die Seele längst von Kraut und Baum.
Die Landschaft kauert seelenlos — ein Rumpf,
zerrissen und zerfurcht von frühern Mühn —
und schluckt das Grau auf klanglos, stier und stumpf.

BREMER INNSBRUCK ARCHIV

Ein Bergpfad spannt den Bogen durch die Schlucht
umsäumt vom Drohen finstrer Felsenzier.
Der Wölbung Grau versperrt des Auges Flucht.
Geräusch erschreckt die Stille. — Steingekoller.
Ein lebend Wesen naht: Mensch oder Tier?
Der Nebelung enttaucht ein Schatten breit
und wächst sich höher. Die Gestalt wird voller:
Hoch hält ein Mensch in bleicher Einsamkeit.

Im Tale Glockenläuten: dunkles Klingen —
wie wenn ein Jenseits hinter Wolken klagt —
und dumpf Gemurmel wie Gebet und Singen.
Die Straße nieder schleicht ein Leichenzug:
Schwarz zwischen Menschenreihn der Sarg aufragt;
ein rauchend Flackern schleppt sich nebenher,
und drüberhin des Tages rauher Flug
mit Nebel rings: dumpf, endlos grau und leer.

Weit vorgebeugt am finstern Felsgehänge
starrt regungslos wie Stein der Mann zu Tal:
im Schauen wächst des düstren Zuges Länge —
und Freunde, junge Brüder schaut er tot,
und immer mehrt sich noch der Toten Zahl.
Noch grauer wird der Tag, der Nebel dichter,
der Zug im Tale massiger noch droht
umschwelt vom Rauch der trüben Leichenlichter.

Der Dämmrung Nahn baut finstre Schattenbrücken,
Umriß und Formen wachsen schreckhaft hoch.

An Weg und Wänden scheint der Zug zu rücken.
Alles schwillt an und trottet mit im Zuge:
Wandung und Tal und wirre Dinge noch.
Das schleift und faucht und wühlt sich aus dem Trott
gleich eines Nachttiers gräberlüstern Fluge,
zuhöchst schwimmt schwarz der Sarg — ein toter Gott.

Lawinentosen reißt aus wirrem Schauen
den Mann; erschreckt fährt er empor und lauscht.
Der Raum um ihn verblaßt im Dämmergrauen.
Vom dunklen Gottesacker tief im Tale
nun eines Trauermarsches Weise rauscht.
Kein Tropfen Farbe hellt des Abends Gang:
rings bleiche Grabesluft. — Mit einem Male
befällt den Mann ein wilder Lebensdrang.

Er weiß den Frühling strahlenvoll und brausend
hinter des Tages winterlicher Gruft.
In seiner Seele will, wie Südwind sausend,
die Sucht empor, die brünstig ihn durchglüht.
Im Grufthauch loht ein Lustschrei durch die Luft.
Es ruft nach Zeugung sein Verlangen laut
vom Wunsch gespornt, daß ein Geschlecht erblüht,
das durch des Tages Graun den Frühling schaut.

Und noch ein Schrei, drin tiefe Lust aufzittert
und talwärts, weit in Sprüngen, geht die Fahrt

vom Schweigen kalten Nebelhauchs umwittert.
Des Mannes Seele schwelgt im heißen Schauen
von Schätzen, die ein Mädchenleib verwahrt.
Kein Grufthauch stört ihn mehr im Raum; er schreitet
siegreich wie Siegfried durch die Loh durchs Grauen,
die Arme seiner Brünhild weit entbreitet.

II.

Das Dunkel läßt im Raum die Dinge schwer erkennen:
Es scheint in einem Weinberg steht ein Haus.
Die Formen sind vom Dunkel kaum zu trennen.
Der Eingang ist erhellt, durch die verhüllten Scheiben
dringt mühsam trüber Lichtschimmer heraus.
Wie wenn die Seele eilt, naht rasch dem Haus ein Schritt.
Bald dehnt ein Mann sich hoch im Spalt der offnen Scheiben,
ein Mädchen ihm verwirrt entgegentritt.

Er schließt die Tür. Sein Blick umringt die junge Schöne
und langt so heiß und klammert sich an sie.
Sie grüßt; er ruft: „O Li!“ — Es ist als stöhne
ein Baum im Sturm, darin zutiefst der Frühling wühlt.
Dann preßt er ihre Hand und schmeichelt: „Li —
o Li!“ und starrt auf sie wie auf versonnt Gefild.
Und seine Hand verwirrt nach ihren Formen fühlt.
Sie wehrt ihm ängstlich: „Ralf, wie tun Sie wild!“

Doch Ralf hört nicht auf Li. Zu ihren Brüsten findend
wächst seine Wirrnis nur und seine Not,

bis mühsam seinen Armen sich entwindend
Li zürnt: warum sein Tun sich plötzlich so gestalte
nach all der Zeit der Freundschaft, die er bot?
Und Ralf besinnt sich langsam. Seines Atems Flug
wird linder schon, wie wenn ein Drang in ihm erkalte,
und dumpf erzählt er Li vom Leichenzug.

* * *

Beklommen raunt der Raum. Die Glut verkohlter Scheiter
am offnen Herd in Flackernöten irrt.
Im Herdwinkel lehnt Li und lauscht noch weiter
als Ralf schon schweigt und malt sich Bild um Bild.
Und Schwere weilt im Raum. Der Glutrest klirrt.
Der Lampe müder Schein tropft düster in das Schweigen.
Von Seel zu Seele schwingt Getön tiefernst und mild
gleich schwermutvollem Striche einer Geigen.

Ralf rafft sich auf. Aus düstern Sinnes dumpfen Hüllen
die Seele wieder frei und klar sich rang —
so sprengt die Bläue oft die Wolkenhüllen —
und warm und lind auf Li fällt seiner Rede Strahl:
„Ich will nicht heucheln. Tief in mir entsprang
ein Hang nach dir; der säh dich gerne frei und bloß
und deinen Leib mir willig zugetan zumal,
denn Willigkeit macht mir das Weib erst groß.

Was du mir auch gewährst, ich denke nie an Ehe
— auch wenn ich frei wär, was ich nicht mehr bin —
auch wenn ich dich von mir befruchtet sähe.
Die neunzehn Sommer, die dein Wesen neckisch
wiegen
wie Märzenwind der Bäume Blühesinn
verwehen dir zur Stunde noch der Triebe Spur.
Doch kommt auch dir die Zeit, wo deine Pulse fliegen
im Stand der Reife deiner Weibnatur.

Dann denke meiner. Denk die Wirrnis dir zurück,
die meine Seele vorhin überkommen
und all die Sucht, die blind sich dehnt nach Glück.
Dann wird auch deine Seele Rausch, dein Blut
ein Drängen,
das dunkler Tiefen Hang ans Licht läßt kommen
wie Meere oft vom Sturm gepeitscht aus Tiefen
spein. —
Dann rauscht die Stunde nah, wo in des Taumels
Fängen
ein Körper in den andern will hinein."

Reglos steht Ralf und schweigt. Sein Blick tut still
und weit,
die Seele scheint ergriffen fern zu weilen.
Dann zeigt sein Wesen linde Müdigkeit.
Unruhig schaut Li auf. Die Stille macht nur lauter
das Sagen Ralfs in ihr; verstohlen eilen

die Blicke hin zu ihm. Dann legt sie neue Scheiter auf die erloschne Glut. Ralf atmet tief; still schaut er Lis Tun und nickt ihr zu und sagt fast heiter:

„Nur keine Unruh, Kind! Mein Reden ist kein Sang,
der ausgeht deine Seele zu betören: —
es war durch meine Seele nur ein Gang.
Bald freilich, wenn der Frühling anrückt mit Gebraus,
wird sein Gewühl auch deine Nachtruh stören;
Nach Auferstehung drängt dann die Natur in dir.
Dann blüht mein Wort. Noch aber graut die Nacht ins Haus
tiefdumpf — und dumpf nur weiß dein Wort von mir."

* * *

Die Tür rauscht scheu ins Schloß. An den erhellten Scheiben
verliert ein Schatten sich. Ein Schritt verhallt
im Weinberg. Dunkelheit begräbt die Scheiben.
Auf spröden Wegen raun und knistern schwere Schritte.
Schwarz gähnt die Nacht. Die Luft ist wie geballt
vor Nebelung und schreckhaft droht ein jedes Ding.
Verloren starrt ein Mensch hin nach des Dunkels Stätte,
darin der Lichtschein vorhin lockend hing.

III.

Am Kiesstrand des Benacus, wo die Sarka mündet,
umrankt von Röhricht feiert still ein Boot.
Gleich Urweltriesen ragen rings die Höhn. Schon kündet
den Grat entlang ein Glühn den Abend an
und haucht auf weiße Gipfel junges Rot.
Am Weststrand rührt der Flug des Windes an das Schweigen,
ein Zittern gleitet auf der Flut heran
und springt ins Rohr, daß kreischend Halm und Schopf sich neigen.

Und Maulbeerbäume fächeln zwischen Rebengräben,
auf falben Gründen wiegt sich bleicher Schein.
Das Baumgewirr davor beseelt ein heimlich Weben.
Tief grünt ein Föhrendickicht, Birken blinken
und Pappeln ragen hoch ins Blau hinein.
Rings auf die Landschaft, die bewegt der Frühlings harrt
läßt nun das Dämmern weite Schleier sinken,
darin die Seele Heimlichkeiten gern verwahrt.

Gleichsam geduckt im Faltenwurf der Dämmerflöre,
behutsam rauscht ein junger Schritt heran.
Das Röhricht schwätzt und tut, als ob es gar nichts höre.

Im Boot doch richtet sich ein Mann empor,
der sich zutiefst entgegendehnt dem Nahn.
Und eilger wird der Schritt und zitternder sein Klingen;
— im Schilfe sich der laute Lärm verlor —
ein Mädchenblick will spähend durch die Halme dringen.

Und suchend teilt das Röhricht eine rosge Hand:
da steht Ralf da die Arme weit entbreitet: —
(vielleicht begrüßte so Kolumbus einst sein Land.)
Er sagt nur Li — doch weich wie Flaum. Dann hebt
er still das Kind zu sich ins Boot, still breitet
sein Blick sich um des Mädchens knospende Gestalt.
Und Li erglüht und lauter schlägt und bebt
ihr Herz im Banne fremder seelischer Gewalt.

Gleich einem Abend voll an schwülen Dunkelheiten
steht Ralf vor Li, die still am Steuer sitzt.
Sein Sinn gräbt ordnend tief in sich. Die Ruder gleiten
verträumt die Flut dahin. Des Bootes Fahrt
in dunkle Gründe helle Furchen ritzt.
Auf Grat und Gipfeln ringt ein letzter Hauch von Glut
sich los. Verschneit Gefild noch bleicher starrt,
dahinter immer dunkler wird die Himmelsflut.

Und Ralf beginnt: „Tief seltsam sind des Lebens Gaben
wie unsrer Seele Wesen seltsam ist. —
Ich komm von Frauen, die von mir geboren haben
zu dir, o Li, die nichts besitzt als sich;
und meine Seele alles rasch vergißt,
wenn mich der Dufthauch deines Wesens lind umspült!
Dein Mädchenbangen stimmt mich feierlich:
so hab ich vor Altären einst gefühlt.

Nun freilich steht auf dem Altare meiner Seele
das Leben selber, strahlend, weit und hehr.
Und was ich wahrhaft tue, ist für mich kein Fehle.
Es hilft solch Tun mein Wesen mir ergründen
und meine Seele lacht der Sitte Wehr.
Denn sein — nicht scheinen will ich, Li! So steh ich hier
und werb um dich. In mir aus Ackergründen
tiefschwer und fruchtbar langt ein reifes Glühn nach dir."

Die Ruder schweigen. Lauschend treibt der Nachen leiser.
Und höher — dunkler noch ragt Ralf vor Li.
Fernher ein Schimmer färbt die Höhen weißer.
Die Wölbung dunkelt langsam. Ruhig liegt
die wellenmüde Flut. Die Melodie
der Stille spinnt sich übern See. Vom nahen Strand

am Baldohang ein Hirtenlied verfliegt. —
Der Stimmung voll fährt Ralf nun fort an Li gewandt:

„Wie glänzst du bleich: so darf ich nicht dein Herz belasten —
der Landschaft Herbe durch dein Wesen weht.
O Li, so gleichst du einer Yacht mit silbern Masten,
an die noch keiner Tiefe Sturm gerührt!
Ich weiß, was später mir in dir ersteht,
noch aber legt dein Wesen meiner Werbung Zügel,
ich fühl wie du von Herbe mich berührt —
Der Abendhauch spannt noch zu winterlich die Flügel."

* * *

Am Kiesstrand des Benacus, wo die Sarka mündet,
rollt knirschend in die dunkle Flut ein Boot.
Ein junger Schritt verliert sich. Hinter Bäumen kündet
ein Lichtschimmer ein Haus. — Kühl rauscht der Kahn
nach Rivas Strand, der fern im Glühlicht loht.
Versunken lenkt ein Mann die Fahrt und sinnt empor.
Finster Geschroff dräut himmelhoch hinan,
darüber durch Gewölk bricht hell der Mond hervor.

IV.

Der Tag ist wie ein Lied, des Melodie verschwimmt
vom Frühling allzu zaghaft noch umflogen,
doch weilt ein Glanz im Land, der selig stimmt.
Der Mittag blaut um Höhn, die sprühn gleich silbern Teichen.
Vom Westen hebt sich bleich nun eines Dunststroms Wogen
und überschwemmt den Himmel mit dem weißen Flor,
die Hänge stehn noch falb, die vielen Triften bleichen,
nur im Gelände sprießt manch Saatfeld grün hervor.

Im Weinberg müht sich Li flatternde Reben bindend,
ein helles Tuch ihr sanftbraun Haar umflicht.
Die Bluse, eng des Busens Rund umwindend,
erzählt in leichtem Wogen wie der Atem schwingt.
Und schmiegsam schließt der Rock fast faltenlos und schlicht
der jungen Hüfte Schwung — des Wuchses schlanke Fülle.
Umflorter Sonnenhauch des Mädchens Tun umringt, —
die Seele wiegt ein Blühn in der versonnten Hülle.

Vor Li steht Ralf auf einmal wie der Erd entstiegen:
sein Antlitz hellt ein warmer Strahl von Glück,
sein Blick läßt lauter süße Lieder fliegen.

Verwirrt errötet Li und läßt die Arme sinken:
ein Rebenast entrinnt der Hand und schnellt zurück.
Und Ralf tritt warm zu Li und streichelt ihr Gesicht,
sie duldets still; ihr Wesen seine Blicke trinken
gerührt und sinnend seine Seele Worte flicht:

„Ich sah dir lang schon zu und baute viele Brücken
zu deiner Wohlgestalt, die mich erregt;
ich fühle dich mir immer näher rücken.
Noch ebbt dein Wesen mir der großen Stürme Drängen,
doch weiß ich von der Sucht, die deine Seele hegt.
dir bebt schon jetzt der Brüste steilgereiftes Rund, —
o Li, wenn sich die Wogen ineinander mengen,
dann hört auf keinen Gott mehr unser freier Bund!"

Rasch atmet Ralf. Und Li lehnt linde wie gekauert
an einem Baumstamm, der die Pergel stützt;
ihr Antlitz glüht, ihr Blick ist scheu und lauert.
Die Weiten liegen wach und aus den Weingut-strichen
tönt Zuruf und Geklirr. In reger Arbeit nützt
der Mensch des Bodens Kraft mit Hacke, Schaufel Pflug;
kein Fleck liegt brach. — Ralf sinnt und von den Saatfeldstrichen
zu Li taumelt sein Blick und seiner Worte Flug:

„O sieh hinaus! Li, sieh: rings müht sich jede Hand
die Schätze, die die Erde birgt, zu heben, —
Und du, o Li — mein kostbar Ackerland
liegst brach! Ich weiß die Kraft in dir, der mehr
als Brot
entsprießt, — die Glut, die mehr berauscht als Saft
der Reben, —
und daß nach Fruchtbarkeit begehrt des Weibes
Sinn.
O Kind — du ungepflügtes Land, wann lehrt dich
Not
begreifen, daß ich beides: Pflug und Sämann bin!"

Abwehrend haucht Li: „Ralf!" und kauernder wird
noch
ihre Gestalt — Flucht vor sich selbst ihr Wesen;
und eine Wirrnis schlägt im Blut ihr hoch,
als Ralf noch wärmer bringt: „Mein herrlich Erd-
reich — du,
voll Durst und Kraft, wie wirst du erst zu dir
genesen
wenn meine Liebe dich bebaut — und Tal und Hügel
dir bloßlegt — dir erst aufdeckt dein vergrabenes Du
mein taumelnd Tun! — O Mädchen, auch die Brunst
hat Flügel!

BREMER IMMSBRÜCK ARCHIV

Und trägt dich warm und weit in schweren Atemzügen
und läßt dich nieder auf ein samtnes Pfühl,
wo Rosen lohn, als ob sie Flammen trügen.
Es glost und flimmert rings, ob tausend Lichter brennen
und eine Flamme kettet mein und dein Gefühl
und du verlierst dich völlig überströmt von Gunst;
die Seele weiß nicht mehr, wo sich die Körper trennen —
aus Zwein ein heilig Eins erblüht im Rausch der Brunst."

Aus der Gedanken Taumel reißt ein Zuruf hoch
die Beiden, die der Örtlichkeit vergessen.
Ganz nahe pflügt ein Ochsenpaar im Joch.
Der Mann am Pflug späht neugierig nach Ralf und Li.
Li fühlt, wie sie die Blicke oft argwöhnisch messen
und nimmt die Arbeit auf. Ralf tut gleichmäßig laut
und zieht sich bald zurück, in sich die Melodie,
die Li verschämt und glühend als sein eigen schaut.

* * *

Das Blau des Mittags schwand. Ein bleicher Wolkenschleier
spannt sich als Wölbung um der Berge Rund.

Still lauscht die Luft. Es liegt ein Hauch wie Feier
auf abendlichem Land, darin die Arbeit ruht.
Ein heller Kirchturm ragt aus dunklem Ölbaumgrund.
Ein Glockenspiel wird wach gleich leidverwirrten
Klagen,
das nur verloren naht und immer ferner tut.
Den Abendfrieden säumt der Schroffen ehern Ragen.

V.

Frühling rings — die weißen Wolken wehen
im versonnten Blau gleich seidnen Fahnen
die zuhäupt dem Siegeszuge gehen,
der erweckend durch die Lande schreitet —
Saat und Blumen gräbt aus Hang und Planen —
Strauch und Astwerk schwellt und freudvoll dehnt
sammtne Lüfte ins Gelände breitet,
daß am Rebstock jedes Auge tränt.

Frühling rings! — Es streichen Hirt und Herde
froh bewegt am Rand der wachen Fluren,
Dufthauch zittert um die trunkne Erde.
Und das Licht ist wie ein Strahlenbronnen,
der die Welt bespült und weite Spuren
in das Schneegefild der Gipfel gräbt.
Und vom Hauch versonnten Blaus umsponnen
ferner Berge Saum sich näher hebt.

Frühling rings! — Am Steilhang rührt ein Beben
bis hinauf zu kahlen Schroffenhalden.
Still aus Heidekraut und Gräsern heben
Enziane ihre blauen Sterne.
Ein Frohlocken ragt im Glanz der Halden,
und die Melodie der Lüfte blüht.
Alles Tagende aus Näh und Ferne
ist von neuem Leben tief durchglüht.

* * *

Das Gelände hebt sich in Terassen
die der Ölbaum wölbt zu luftgen Hallen.
Wiegekronen ineinanderfassen.
Und gewundne Säulen stehn die Stämme
wie verbogne Leiber in den Hallen
vielgestaltig, bleich und moosbedeckt.
Wenn der Wind weht, ist sein Griff, als kämme
er das Zweigwerk, das sich flatternd streckt.

Leis vom Silberlärm des Laubs umflossen
weilt Ralf sinnend zwischen stillen Stämmen.
Weithin hat das Licht die Welt erschlossen,
und er fühlt sein Blut erhitzt von Kräften,
die ihm Gluten in die Seele schwemmen.
Und er denkt an Li: — wie warm sie sei
und unruhig wie ein Strauch in Säften,
und sein Blut sehnt heiß ihr Blühn herbei.

Und er wandelt durch die Bogengänge,
die um ihn erbaut des Ölbaums Dehnen;
mit ihm schreitet schwer ein wirr Gedränge
von Gelüst und Glück. Und draußen schimmert
dunstverwobner Fels in Silbersträhnen,
die zersprengter Schnee um Grate flicht.
Schwank Getropf des Ölbaumlaubes flimmert.
Aus dem Busch der Ruf der Drossel bricht.

Ihn beseligt bald ein dunkles Wehe,
das in seine Seele legt ein Rühren,

und ihn dünkt, daß alles glühend gehe:
Drosselsang und Laub, das Gras am Grunde,
alle Dinge, dran Lenzlichter rühren,
selbst die Luft, die Wandung rings, das Tal,
Himmelsbläue, jeder Laut der Stunde —
alles, alles trägt des Glühens Mal.

Und ihn schauert. Wonnig, wie versonnen
lehnt er sich an einen Baum und breitet
weit die Arme aus. Ein Meer von Sonnen
liegt das Land vor ihm. Und das Geflute
macht ihn müde, daß er niedergleitet.
Schwer verträumt im Glühn des Sonnenbads
ruht er, bis ihn aufstört das Getute
und Geknatter eines Motorrads.

Ralf sieht auf: Durch grüne Weinberggärten
im Geländ auf weißem Straßenstreifen
rast das Rad, Staubfahnen wehn als Fährten.
Ein Gefühl erweckt in Ralf das Eilen
des Gefährtes wie ein Nichtbegreifen; —
in des Frühlings Wundern diese Hast? —
Höchstes für die Seele ist Verweilen,
daß zum Saitenspiel sie Töne faßt.

Und die Seele spielt in Ralf den Reigen,
den der Ton des Frühlings ihr entzündet.
Und die Weisen fallen schwer und steigen,
tragen Taumel tief in Blut und Sinne.

Taumelnd schaut die Seele: alles mündet
in das grenzenlose blau Gewog: —
„O ich glühe, Li! O um mich rinne
wie die Blume, draus die Biene sog!“

VI.

Die Frühlingssonne schwamm in Mittagsdunst,
nun träumt der Nachmittag auf stiller Halde.
Dunsthauch umflort der Schroffen Riß und Runst.
Und Dorf und Städtchen schläfern fern am Strand,
der licht den See umsäumt. Im Ölbaumwalde
gelehnt an mächtgem Stamm ruht Ralf und breitet
die Blicke schlafschwer über See und Land:
im müden Schaun ein jedes Ding sich weitet.

Wie ist der Baum so groß: die Äste langen
wie sehnige Riesenarme übern See,
und hart vom steten Dehnen vor Verlangen
stehn Leib und Glieder straff und braun und hoch.
Auf fernen Graten leuchtend liegt der Schnee.
Das Blau der Flut verläuft im Grau der Wände,
das mächtge Astwerk ragt darüber noch
weit spreizend sich wie krampfzerrissne Hände.

Ralf nickt empor, dann sinkt sein Haupt gelinde
aufs Mooskissen, das rings den Stamm bedeckt.
Das Säuseln eines Ölzweigs hoch im Winde
wiegt ihn in Schlaf. — In stillen Atemzügen
enteilt die Welt, bis plötzlich er erschreckt
erwacht: — es ist, wie wenn man träumt im Fallen.
Wirr schaut sein Blick Gebirg in langen Zügen
und sieht sich unter Bäumen wie in Hallen.

Von irgendwo im Raume kommt ein Klingen,
wie wenn der Kindheit Bild ein Lied beginnt
und bringt der Seele Saiten mitzuschwingen.
Und stille Tote stehen auf und reden;
Und bis das Herz auf Abwehr sich besinnt
hat jeder Ton mit weicher Schmeichelhand
ein Netz von wunderlich besonnten Fäden
rings um die offne Seele ihm gespannt.

Reg lauscht er hin: Verloren tief ins Lauschen
wird er ein Ding, das auf den Wellen schwimmt,
die mit dem Klang in seine Seele rauschen.
Ertrunkne Bilder fühlt er wiederkommen,
davon ein jedes ihn zur Rührung stimmt.
Und ihm entgegen aus dem feuchten Schein
kommt seiner Kindheit Glaubensglanz geschwommen
und redet traulich lockend auf ihn ein.

Ralf schließt die Augen wie um voller tiefer
der Klangflut seine Seele hinzugeben,
dann schaut er auf, und wieder ist, als schlief er.
Doch langsam gräbt sein Blick aus Licht und Dunst
die Bergwelt rings: — ihr freies weites Leben,
der Halde Traum und das versonnte Kar,
und Blum und Kraut um sich und Riß und Runst,
das alles *vor* dem Klang hier heimisch war.

Und überall verspürt er Gottesfülle
und weiß für Gott nichts darzutun als sich

und seine Wirrnis. Menschlich dürftge Hülle
scheint ihm der Gott des Jenseits nur zu tragen,
wenn er den Wundern rings den Klang verglich. —
Endloser Raum, darin die Seele wirbt
um Klärung für ihr Wesen, bis das Fragen
im Schauen andachttrunken ihr erstirbt.

Und nun liegt auch ihr Wesen ihm ergründet
als Teil der Unergründlichkeit um sich.
Und eine Helle sich in ihm entzündet,
der sich die Kräfte in dem Dunkel weiten
bis aller Lockung Glanz zutiefst verblich.
Er schaut nun still: Einsamer Seelen Tun
legendenhaft gefügt im Lauf der Zeiten
und fühlt sich friedlich in den Klängen ruhn.

* * *

Die Halde schweigt und die Oliven schweigen
von blauer Dämmerung in Schlaf gewiegt,
es ist, als ob die Kronen mehr sich neigen.
Die Nacht rückt an und führt mit sich ein Dunkel,
dem Form wie Farbe langsam unterliegt.
Und aus der Stille wächst ein Rauschen her,
darüber regt sich wunderlich Gefunkel
weltfern und hart und tut so kühl und hehr.

Ralf staunt um sich im Silbersang der Sterne,
der rings das blaue Dunkel kühl umrauscht.

Ein Gipfelblinken ragt aus steiler Ferne.
In seine Seele kommt verwegner Frieden,
der wohlig all dem hehren Gleichmut lauscht.
Kein Fragen sein Empfinden mehr beirrt.
Vielleicht sein Tun — von Menschen heut gemieden
noch einst Legende oder Sage wird.

VII.

Reglos liegt vergraben rings im Grau der Lüfte
junger Lichter Blühn. Die Nebel streichen
trüben Weisen gleich um Grat und Schlüfte.
In den Ölbaumwäldern nistet dumpf ein Träumen;
die verbognen stillen Stämme gleichen
kauernden Gestalten. Kraut und Halm bespült
weicher Frühlingsatem aus den Räumen,
der sich selig durch die stillen Weiten wühlt.

Ralf durchschlendert das Gehänge. Sein Empfinden
wiegen all die linden bleichen Weisen,
die im Lenzhauch sich um Blüten winden,
wenn der Tag sich trübt. Die hellen Blütenstände
um das satte Grün der Saaten gleißen
wie Geflimmer in des Tages bleichen Schein.
Durch den blauen Dunstflor im Gelände
glänzt die Haarflut junger Trauerweidenreihn.

An der Biegung eines Feldwegs lehnt Ralf spähend,
wie von innerlicher Sucht gedrückt.
Näher rückt ein Schritt; unruhig gehend
kommt durchs Weingut Li, verlegen mit den Händen
glättend das Gewand, den Kopf gebückt,
ihr Erglühn zu bergen als sie Ralf erschaut.
Ralf ragt hoch und seine Blicke reden
tief zu Li und heiß, gewitterschwül und laut.

Li grüßt stammelnd, Ralf haucht: „Immer wächst
mein Glühen,
das dich ganz — so ganz durchdringen will
wie der Frühling rings das ganze Blühen.
Nur dein Eignes will ich — deines Weibstum
Wesen,
das erst macht mich untertan und still.
Li, ich such das Weib in dir: — nicht Geist, Gemüt,
Bildung, Seele oder derlei Wesen,
das mir alles selbst in reicher Fülle blüht.

Weib! Weib! Weib! — O könnt ich dieses Wort
erleben
mächtig, wies die Seele mir verleiht!
ja allmächtig! wo das kleinste Leben
— weißt du — eines Willens seinen Abdruck fände
wie in Wachs in einer Willigkeit.
Li, verstehst du? — Willig — willig sein besiegt
unser einen und die gieren Brände —
und dann bleibt ein Weites, dem man unterliegt."

Ralf ist stiller. Li geht eng an ihn geschlossen,
ab und zu umwogt ihr Blick ihn warm.
Schwül und bleicher ist der Tag ersprossen.
Und am Wegsaum steht ein Schlehdornstrauch im
Blühen.
Wie im Rausche streift oft Ralf Lis Arm.
Li geht lächelnd. Zum Verweilen drängt sein Schritt,

und sein Reden hat noch mehr vom Glühen,
nur zuweilen klingt ein milder Vorwurf mit:

„Von dir, Li, erhoff ich jenes Eine — Stille,
das wie Wunsch nach Unterwerfung ist,
davon aufblüht eines Mannes Wille
wie zu duftgen Zweigen und zu grünen Kränzen,
weil der Wille auf sich selbst vergißt.
Li, das such ich: Weib — halb Hund, halb Gott
und weit —
herrlich weit, daß seine Triebe glänzen
und ich bet zur Allmacht seiner Willigkeit!

Hörst du, Li, dies ist es, was ich in dir sehe —
doch ich weiß nicht — ob du dich erfüllst.
Unser Tun birgt beides: Lust und Wehe, —
und ich weiß und fühl es, daß mit deinem Leibe
du dein Wesen erst mir ganz enthüllst.
Darin liegt die heilig wunderliche Art:
daß die tiefste Willigkeit am Weibe,
seine Hingab, erst sein Wesen offenbart."

Ralf scheint müde. Weicher werden Blick und
Stimme,
traumhaft kehrt die Ruhe ihm zurück.
Als er Li die Hand reicht ist's als stimme
ihn ein innerliches Lied zu stiller Feier

und er sagt wie ferne: „Li, mein Glück,
dein geringes Dasein krönt dein Weibstum doch,“
(still liegt seine Seele wie ein Weiher)
„unsrer Frauen Bildung zahlen wir zu hoch.“

* * *

Abendschweigen säumt die Flur. Den Feldweg
langweilt
rings das stille nebelige Treiben.
Auf den Hügeln ist, als wenn ein Sang weilt
von den Bäumen, die die vielen Blüten tragen.
Drüber das Gewölk will heller treiben.
Und ein traumhaft Leuchten dem Gelände frommt,
das Geschroff und Nebel bleich umragen. —
Am Gehänge lauscht Ralf, wie der Abend kommt.

VIII.

Westwärts rückt die Sonne. Und mit Glockensingen
zieht der Sonntag durch die hellen Lande.
Und im Hauch der Lüfte liegt ein Feierklingen.
Frischgepflügte Felder dunkeln warm
zwischen grüner Saaten leuchtendem Gewande.
Im Gewirr der Reben ragen jung die Bäume —
jeder Baum ein rosig Blütenschwarm —
die sich schaun wie duftge Liebesträume.

Einer Wiese Grünen dunkle Büsche säumen,
und der schmale Fußpfad will der Stunden
Stille lichtberauscht im Glockensang verträumen,
als sich Schritte nähern: Ralf und Li
schreiten still daher. Den Arm um sie gewunden
sinnt er auf das Wort. Umflort ist seine Stimme
und verzitternd hängt sie sich an Li.
Jeder Ton ist, als wenn Not drin glimme.

„Dank, o Dank, daß du gekommen! Fiebernd hämmern
meines Blutes Schläge dir entgegen.
Überall seh ich deine reifen Formen dämmern: —
Wuchs und Antlitz ganz ein Bau — ein Dom,
und so tief in dir das ewige Licht gelegen,
dran sich meine Mannheit immer neu entzündet,
daß mein Blut wird wie ein Flammenstrom,
der sich kühlt erst, wenn er in dich mündet."

Ralf ist tief erregt, und Li bedrückt ein Zagen,
dem sich heiße Scheu und Unruh mengen,
Nur verstohlen ihre raschen Blicke wagen
sich zu Ralf empor. Die feuchte Hand
ruht verängstigt in der seinen, und fast drängen
sich die Tränen in die Augen ihr, so eigen
stürmt ihr Herz, als nächst der Wiese Rand
Ralf sie niederzieht und unterbricht das Schweigen:

„Weißt du, Li, o mich erfüllt ein brennend Sehnen,
das an Zwang und Sitte überall rüttelt,
das gedrängt sich immer sieht sich aufzulehnen.
Denn was Satzung ist, ist seelisch tot. —
Sieh, vom Baum der Liebe alle Blüten schüttelt
jeder Zwang von außen her. O alles Rechten
in der Liebe bringt der Seele Not —
laß uns tun nur, was zutiefst wir möchten!

Und ich möchte dich, Li — möcht dich fest umschlingen,
bis du willig meinem Glühen bist!
Doch nicht ich — du selber mußt dich mir erringen:
meiner Seele ist daran gelegen,
daß die deine meinem Leib empfänglich ist. —
Schau das Leuchten, Li, das rings die Weiten
hütet —
drängt es dich nicht, alles hinzulegen
in den Glanz, was du bis jetzt gehütet? —

Alles hinzugeben fernab den Geboten —
einzig als der Seele Liebestat, —
nur getreu dem eignen Blut — dem reifen roten,
fern von Pflicht und Selbstverständlichkeiten
wie sie nur die Ehe im Gefolge hat.
Glaub mir, Li, ich weiß wie wenig bleibt vom Lieben
und vom ganzen Schmelz der Weiblichkeiten
ist die Liebe einmal vorgeschrieben.

Und nun komm, Li! — Unter deinem stillen Kleide
liegt der Glieder junges scheues Warten.
Deine Haut muß sanft und schmiegsam sein wie Seide
und gebräunt vom langen Sonnenhauch.
Lang schon meine Sinne dieser Stunde harrten.
O jetzt komm, Li! Komm! Mein Leib ist voller Seele
und andächtig sind die Hände auch. — —
Horch: wie gottvoll jauchzt die Drosselkehle!"

Rauschig schwankt die Hand, zerwühlt des Kleides Falten,
und der Atem Ralfs umspült die Wangen
Lis, die bebend und so hilflos fühlt sein Schalten.
Ihre Seele engt ein fremd Gefühl
von dem Tun der Hände und voll Tränen hangen
plötzlich ihr die Augen. Heißes Schluchzen windet
sich um Ralf und drückt auf sein Gefühl,
daß die Seele tiefe Rührung findet.

Hastig kniet er auf und will sein Tun beschönen,
ordnet züchtig Lis zerwühlt Gewand,
küßt ihr Stirn und Haar und fleht in Schmeichel-
tönen
bis sie unter Tränentropfen lächelt;
hebt sie auf und wandelt mit ihr Hand in Hand.
Und ein Lied webt um die Zwei der Wiesenschimmer.
Müd umrauscht vom Abendwinde fächelt
linde rings der Bäume Blütenflimmer.

IX.

Bleiches Grün des Ölbaums krönt die Hügel,
die Veräſtlung dunkelt aus den Kronen,
drunter glänzt wie grüner Sammt der Grund.
Und das Leuchten leiht der Seele Flügel
wie ein ungeahnter Kräftefund.
Höher doch umkriechen Nebelſchlangen
das Gebiet, wo Grat und Gipfel thronen.
Immer grauer wird der Wölbung Schein,
nimmt den Saum des Hügels bald gefangen:
langſam bricht der Regen rings herein.

Schräg am Hang behängt mit Nebelkrauſen
lehnt ein Weinberg, drin ein Hüttchen ſteht.
Tropfen lärmen auf das ſtille Dach.
Li tritt in die Hütte ein, als draußen
jemand durch die Dornumzäunung brach.
Und erglüht iſt ſie zur Tür getreten,
wo ihr Ralf auch ſchon entgegenfleht,
nicht zu zürnen. Und es drängt das Glück,
das die Lieder ſeiner Blicke ſäten,
wieder in die Hütte ſie zurück.

Und der Regen hämmert auf die Dachung
lauter. Ralf ſteht lauſchend neben Li.
Um die offne Tür der Tropfenflor
iſt den Beiden einzige Bewachung.
Unſicher ſieht Li zu Ralf empor.

Sein Gesicht belebt sich mehr und warm
und sein Schauen streut die Melodie
tief in Li aus, die sie heißt verweilen;
und er legt um ihre Hüft den Arm,
weich und gütig seine Worte eilen.

Leis gesteht er: Nah glaub er die Stunde
wo sein Glühen kröne ihre Huld.
„Doch nicht jetzt“ — beschwichtigt er dem Kinde
das Erglühn — wo aus dem grauen Schlunde
Regen das verhangne Land umwinde.
„Jetzt nicht!“ — Aber wenn es bald so komme,
müß sie frei sich sehn von Schand und Schuld, —
frei wie eine Blume — eine Au,
denen Licht wie ihr sein Glühen fromme
um ein Weib zu sein: ein Weib — nicht Frau.

Und er höhnt und spottet aller Sitte,
die Gewalt an jedes Blühen lege;
und ein Mann sei der erst, der sie zwänge.
Und er stellt an Li die einzige Bitte,
daß sie tue, wozu es sie dränge.
Doch er woll ihr nun das Lied erzählen,
das er tief in ihre Seele lege:
wie ein Mann der Sitte Frohn entrinnt,
und die Heldin hieß wie sie. „Erzählen!
O erzählen!“ fleht Li. Ralf beginnt:

Jus primae noctis.

Dunkle Zeiten tragen dunkle Stunden,
drin der Seele Dunkelheiten ragen,
einem Alp gleich drückend eng und schwer.
Glühend ringt der Atem von den Stunden
aus Vergangnem oft zu uns sich her.
Und wir lauschen. — Vor die Seele stellt
Turm und Feste das verlorne Sagen,
hörig Volk und roher Satzung Macht,
Leid und Liebe aus versunkner Welt —
und ein Lied vom „Recht der ersten Nacht".

Ein stilles Dorf lebt seinen müden Frieden
von grünem Saatmeer sommerlich umspült,
Stolz trägt ein Waldberg, den die Blicke mieden,
ein Schloß an steilem Felsenkar gelehnt,
Wo sich in eine Schlucht die Halde wühlt.
Die Halde liegt voll Rosen; durch sie führt
ein Weg zum Schloß hinan in steilem Bogen.
Den Übermut das weite Schauen schürt. —
Im Schloßhof scharrt ein Roß; am Söller lehnt
sein Herr, der Vogt, die Brauen hoch gezogen.

Und finster starrt der Alte in das Land,
dann schlürft er gierig aus dem vollen Becher;
sein Blick ist wild und unstät zuckt die Hand: —

„Der Hund! der Betta!“ — heiser dringt's hinaus,
und fluchend in die Polster sinkt der Zecher . . .
Rings wiegt der Abend laue Heimlichkeiten,
daraus der Lichter Feierstunde sprießt.
Voll linden Zaubers dehnen sich die Weiten.
Vom Dorf her schimmert ein beflaggtes Haus,
das schwerer Abendsonne Strahl umfließt.

Dorfglocken läuten und die Klangflut steigt
zum roten Himmel über blauen Hängen.
Der Pfad, der sich zur Feste windet, zeigt
bewehrte Männer, deren schwere Schritte
sich um ein Mädchen hoch zu Rosse drängen.
Bleich schaut die Maid und scheint aus Stein
gehauen,
so starr und steinern ist der wunde Blick.
Es führt der Weg um Saat und Blumenauen: —
nichts schaut die Schöne in der Männer Mitte —
so unbegreiflich dünkt sie ihr Geschick.

Der Weg biegt um. Ein Bursche tritt vom Stamme
der Föhre vor und hebt den Hut zum Gruß:
Jung Betta ist's, im Aug die helle Flamme, —
das bleiche Lieb färbt tiefe Rosenglut.
Sein Wort: „Geschehe, was geschehen muß!“
und unterwürfig Tun doch zeigt den Knechten
des Vogts ihn harmlos nun. — Voll Liebesnot
noch einen Blick wie Blitz — und laut: Den Rechten

des Herrn bescheid er seine Braut. — Die Wut
erwürgt sein Wort und streckt ihn hin wie tot.

Die Nacht steigt auf. Um Wälle schwarzer Schroffen
wölbt silbern sich der grenzenlose Raum.
Der Wald hält alle Heimlichkeiten offen.
Die Stille trinkt Geräusch; Geräusch würgt Stille
und manchen Schatten schluckt des Waldes Saum.
Nun tritt ein Mann in freieres Gelände,
vom Schall gedämpfter Schritte rings umbraust:
Jung Betta ist's, den Blick voll wilder Brände;
die Faust ragt hoch — aufhorchend liegt die Stille —
und höher, immer höher ragt die Faust.

* * *

Totfinster gähnt die Schlucht. Darüber drohn
gespenstisch fahl der Feste Wand und Dach.
Aus dunkler Wölbung Sterne sprühend lohn.
Es schläft das Schloß, und Hof und Halle schweigen,
erhellt nur steht des Vogtes Schlafgemach.
Die Helle flirrt, der Kerzenschein zuckt irre:
und lenkt zum Bett mit hohem Baldachin.
Ein Tisch trägt lockend funkelndes Geschirre:
davor der Vogt und Li, die Braut, in Schweigen;
den Becher schiebt er nun der Schönen hin.

Und lacht und lacht und seine Hand bedrängt
Jung Bettas blasses Lieb um Hüft und Brüste;

der Blick trägt wilde Gier und Rausch gemengt.
Er schwankt empor und lallt von ersten Rechten
und will, daß sich das Mädchen dafür rüste.
Und weißer färbt das Kind als frisches Linnen
des trunkenen Alten Sinnen und Beginn, —
So schrecklich fühlt es nie die Zeit verrinnen;
es kauert still und möcht den Übermächten
entsetzt wie wüstem Lärm ein Lied entfliehn.

Hoch wächst die Not. Der Schönen Widerstreben
entflammt des Alten Gier noch und Begehr;
Er zerrt sie schwer am Handgelenk. Ein Beben
durchschauert Li und ihre Kniee wanken —
da tönt ein mächtger Schlag vom Fenster her.
Lärmende Scherben sprühn die stillen Scheiben,
der Vorhang reißt, der Kerzen träge Glut
umbläst ein Windhauch: auf zerbrochne Scheiben
tritt schwer ein Mann im Sprung — die Becher
schwanken:
Jung Betta ist's, im Aug die wache Wut.

Und „Lia!" keucht sein Ausruf gell wie Pfeifen,
der Alte taumelt wie vom Schlag gerührt,
dann will die Hand noch rasch die Klingel greifen.
Des Burschen Blick doch ihn so drohend mißt,
daß sich die Hand nur festkrampft wie geschnürt.
Und Betta gräbt sich groß in seinem Hasse,
und jede Kränkung sich zutage wühlt.

Dann ist's als ob ihn wilde Freude fasse —
und dröhnend legt er los: „Ein Hund vergißt
nur Schmach! Und Herr ist, wer sich Herre fühlt!"

Er reckt die Faust und schaut den hellen Raum,
das Bett und Li am Tische wie verloren,
totbleich, das Kleid zerdrückt — und hält sich kaum.
Durchs Fenster treibt der Nachtglanz. Draußen wogt
der Duft von Heu und Korn im Schweiß geboren.
Und hier der Herr — der Räuber seiner Braut, —
in sich die Kraft in sommerlicher Wucht,
der nur vor Schmach und neuer Frohne graut. —
Ein Griff — ein Schrei: durchs Fenster saust der
Vogt —
dumpf schlägt sein Körper auf in tiefer Schlucht.

Wie Stein steht Betta; in ihm kündet Leben
der Blitz im Blick nur — das Gewog der Brust.
Dann findet er sich, scheucht von sich ein Beben,
langt eine Fackel unterm Wams hervor,
entzündet sie und weist hinaus mit Lust.
Gejohle draußen wie aus hundert Kehlen,
ein Kampfgetose um das Tor der Feste
Bedräun und Ansturm wildbewegter Seelen.
Jung Betta lauscht und dehnt sich hoch empor,
und triumphierend waltet seine Geste.

Dann schaut er Li und sinkt vor ihr aufs Knie
und schwört, kein Gott sie ihm nunmehr entreiße —

so sehr sich selbst, sein Menschtum lebt er nie. —
Er staunt um Li wie um ein leises Lied,
das Seligkeiten seiner Seele weise.
Doch näher rollt der Lärm und reißt ihn hoch
und fügt und härtet wieder sein Beginnen.
Die Fackel nimmt er auf, entfacht sie noch,
türmt Bild und Zier, mit Bettzeug er's umzieht
und steckt die Fackel in den Haufen Linnen.

Und schaut der Lohe prasselnd Sprühn und Steigen,
hebt Li empor und schwingt, das Lieb im Arm,
durchs Fenster sich hinaus ins Sternenschweigen.
Tiefschwindelnd geht der Weg am Seil durch Nacht
der Liebsten Hauch doch macht ihn hell und warm. . .
Die Feste brennt. Im Sturmgesang der Glocken
legt Betta seine Braut aufs dunkle Moos,
ihr reifer Blick tut wie vor Glück erschrocken.
Jung Betta, über sich der Sterne Wacht,
sinkt schwer und langsam in der Liebsten Schoß.

Die Nacht versinkt. Um dunkle Wipfel strebt
ein Tagen hoch in wacher weiter Helle,
das lautlos sich durch Blatt und Zweige gräbt.
Der Wald erwacht und schaut erstaunt ein Wogen
von Rauch und Trümmern an des Schlosses Stelle.
Wach steht das Dorf. Die Feste liegt bezwungen,
der Glocken Jubel brandet durch das Tal.

Jung Betta ragt, sein junges Weib umschlungen,
am Waldsaum hoch und schaut den Strahlenbogen
des jungen Tags als junger Freiheit Strahl.

Ein freies Dorf lebt seinen frohen Frieden
Von grünen Saaten sommerlich umspült.
Ein Waldberg, von der Berglehne geschieden
durch eine Schlucht, trägt eine Wildnis hoch,
draus die Ruine einer Burg sich wühlt.
Die Halde liegt voll Rosen. Und es fand
sich Kunde hier von Li und Betta: wie
der Held „das Recht der ersten Nacht" bestand.
Und sein Geschlecht blüht heut im Tale noch.
Längst *jenes* Recht ist tot — der Liebe nie.

* * *

Durch den Raum der Hütte surrt das Schweigen,
drinn zwei Seelen ihre Träume weben.
Müde lehnt Ralf an der Hüttenwand,
Vor Lis Sinne bunte Bilder steigen
und zerflattern in ein dunkles Land.
Draußen schweigt der Regen. Nebel wogen
um Gewänd und Tal. Durchnäßte Reben
schimmern kühl, der Hügel dunkler glänzt
im Gewölk, das um ihn aufgezogen
und mit weißen Flocken ihn umkränzt.

Sinnend schaut es Ralf und tritt hinaus:
im Gewühl der Nebel, die sich jagen
schimmern blank und regenschwer die Hänge.
Lauter tönt des nahen Bachs Gebraus.
Einer Ziehharmonik Tongemenge
um die Schenke sich im Talgrund breitet,
wo die Blüten um die Mauern ragen.
Unter Jauchzen, Johlen und Gesang
eine Schar Spielbuben schwankend schreitet
auf der Straße das Geländ entlang.

Durch die abendliche graue Stille
zittert fernher noch der Burschen Chor.
Ralf horcht auf, wie fern der Ton entflieht.
Sang und Jauchzen hört sich zwanghaft schrille,
daß ihm Wehmut durch die Seele zieht.
Vor ihm schwirrt der Stampfschritt der Rekruten,
und es dringt ein Hauch zu ihm empor
aus der Drillluft der Kasernenhaft;
und erwachte Freiheitsüchte fluten
höher in ihm bis zur Leidenschaft.

Wehvoll steigt sein Ruf: „O Li, mein Leben!“
und er zieht sie schwer an sich heran.
„Abrall Zwang und Drill! Wann kommt die Zeit,
wo als Höchstes gilt sein Ich zu heben —
wo der Mensch zum Menschen sich befreit!?“

Und er läßt sich auf das Mädchen gleiten
einer Last gleich, die nicht stehen kann.
Mühsam stützt ihn Li und drängt nach Haus.
Während ihm die Hände Rast bereiten,
schweift sein Blick ins kühle Grau hinaus.

Langsam richtet er sich auf wie träumend,
schließt Li abschiednehmend noch an sich,
schaut ihr nach und schaut — und sieht sie nicht:
fühlt nur wie das Grau die Aussicht säumend
eine müde Weise in ihn flicht. — — —
Schatten breitet rings der Abend leise
um die Hügel, drauf das Dunkel schlich.
Ralf steht einsam da und steht und lauscht,
wie des Abends graue Schattenweise
über müde feuchte Weiten rauscht.

X.

Es loht der Tag in goldig schweren Strahlen,
die vom Gebirge her den Plan besän.
Ein süchtig Glühen wächst aus stillen Talen.
Im Sang der Vögel offenbart sich Brunst:
Gejauchz und Schluchzen ineinander wehen.
Aus Laub und Zweigen drängen trunkne Kehlen,
und jeder Leib verschenkt sich schwer von Gunst —
So liegt der Tag vorm Haus: in Laut und Licht
ein Hochzeitfeiern glutgewordner Seelen,
das Brände und Begehr ins Leben flicht.

Vom Bett am nahen offnen Fenster greifen
die Blicke Ralfs ins weite Glühn hinaus,
und immer stärker fühlt sein Blut ein Reifen:
das macht ihn schwer und voll und hart und heiß,
und seine Seele füllt ein dumpf Gebraus.
Verworren treibt sein Sinn und lächelt bebend,
und machtvoll zwingt ihn auf des Bluts Geheiß.
Sich kleidend schaut er Li und stammelt: „Li!“
und glüht und eilt hinaus. Sein Gang ist schwebend
und taumelnd; Glut in ihm die Melodie.

Wie er so schreitet, wallt sein Blut in Schlägen
und jeder Schlag ist siedend vor Begehr.
Der Weg scheint schwankend; rings des Tages Regen
verliert sich in die Spieglung süßer Gunst.

Der Schritt wird springend, stockend, überschwer,
und das Gelände ist ein heißes Wogen.
Und straff und schaukelnd ragt aus Duft und Dunst
der Körper Lis: von Lust und Glut der Quell,
der fließt in Ralf in langen Lichterbogen,
das Seel und Leib ihm zittern heiß und hell.

Des Dorfes Ende quert die stille Straße,
die Ralf zunächst zu Lis Gehöft hinführt.
Die Weiber bleiben stehen auf der Gasse
und hängen ihren Blick an seinen Schritt
und fühlen, wie sein Wesen ihres schürt.
Und grüßen flüsternd, in die heißen Augen
ein scheu Verlangen wie ein Irrlicht tritt.
Die herben Leiber zittern schwer vor Gunst,
und mancher Blick wird immer mehr ein Saugen,
berührt von den Gewalten wacher Brunst.

Ralf fühlt der Weiber Glühn und nickt und lächelt
verloren manchem heißen Blicke zu.
um ihn versonnt im Morgenwinde fächelt
tiefgrünendes Geäst; doch vorwärts eilt
er, seine Seele keucht der Stätte zu,
wo Li er weiß. Schon flimmern helle Mauern
aus Rebenranken her. Sein Fuß verweilt
und bebt, und seiner Sinne wirr Gesumm
vermischt sich schwer mit selig süßen Schauern,
als trät er nehmend an ein Heiligtum.

Sekundenlang ein Blitz von Scheu und Zagen,
der mit Verwirrung Ralfs Empfinden füllt;
und wieder siegt der Brunst allmächtig Ragen.
Ein heiser Schrei erstickt in ihm, die Brust
geht hoch und schnell, sein ganzes Sein erfüllt
der Rausch nach Li — die Sucht, sie zu umfangen,
Die Seele wird ein brandend Meer von Lust.
Und wie ein wildes Lied stürmt heiß sein Schritt
den Mauern zu, dran sich die Reben schlangen,
und hält erst, als im Flur erhallt sein Tritt.

Das Haus liegt still. Die Küchentür steht offen,
Li lehnt am Herde wie ein wacher Traum.
Sie hebt den Kopf wie vom Geräusch betroffen
und schaut nun Ralf vor sich und ringt nach Worten
und findet keins und glüht und rührt sich kaum.
„Allein?“ haucht Rolf mit heißem Atemzug.
Lis Wille bricht gleich Blüten, die verdorrten
in Sonnenglut; sie nickt nur schlaff und bebt
an allen Gliedern, ihres Busens Flug
zeigt die Erregung, die ihr Leib erlebt.

Und Ralf ist Herrscher in der Kraft des Glühens:
schwer zieht er Li mit seiner Mannheit an —
hinein im Kreise ihres Weiberblühens.
So taumelt er voran in stillen Raum,
wo Sonnenstrahlen heiß ein Bett umfahn.
Und Li hängt schwer an seinem Arm und wehrt
ihm mit der Hand so süß, als wollt sie's kaum.

Ihr Kattunkleidchen ist so leicht gelöst,
und williger nur gibt sie was sie wehrt
bis das Verborgenste sich Ralf entblößt.

Da schreit er auf so prachtvoll wild und trunken,
Wie wenn sein Menschtum erst Vollendung fand.
Und stammelnd springt sein Wort in wirren Funken:
„O Li, nun komm ich bald in dir zur Ruh!"
Voll Inbrunst preßt den Busen seine Hand.
Dann dehnt er sich und haucht im Niedersinken
verglüht: „Bist du nicht ich — bin ich nicht du?"
Das Wort erstickt. Es fügt sich Schoß an Schoß:
Zwei Seelen von vereinten Leibern trinken —
Ein Mensch verliert sich — fühlt sich grenzenlos.

* * *

Das stille Haus bespült ein Strahlenstrom
der schweren Sonne, wie dem Mai sie eigen;
erleuchtet steht es hell gleich einem Dom,
drin hehre Feier fromme Beter sammelt;
und hehr und festlich rauscht sein helles Schweigen.
Lichtsegen dringt durchs offne Fenster ein: —
O daß die Strahlenhand das Tor verrammelt,
daß keine Störung heiligen Taumel lischt —
und keiner feilen Satzung rohes Schrein
sich in der Brandung tiefe Schauer mischt!

Sein – Ein Stranden

I.

Ein Bergdorf ragt vom Wälderwipfelsaum umsprossen
im Dunstflor hoch, den sommerlicher Atem webt,
und grüne Au und Halden stehen rings erschlossen.
In wogenweichen Äckern spielt ein weicher Ton,
der schwüle Freuden aus den schwanken Garben hebt.
Und aus den Wäldern steigt des Kuckucks runder Ruf
und flattert über Hand und Hügel, die sich schon
zu frohen Festen rüsten, schwer im Prunkgewand,
das rings des jungen Sommers heißer Atem schuf.
Und still im Dunstflor gleißt des Dorfes heller Stand.

Es ragt ein Haus am Dorfrand unscheinbar und stille,
ein Nußbaum spannt davor sein kühles Schattendach;
des Abends wogt ums Haus das schrille Spiel der Grille.
Und nah vom waldgen Hügel wo die Kirche steht,
ruft oft ein Glockensingen fernes Träumen wach.
Und ringsum durch den Raum der wache Sommer schreitet
von stillen Kräften dampfend und von Luft umweht
und legt auf Au und Halden Blumenschmuck und Duft;
und wo sein Schritt verweilt, sein junger Atem breitet
schwerseidne Stimmung in die schwülverhängte Luft.

Und hinterm Hause müht sich hügliges Gelände
zum Lärchwald hoch, der schimmernd seine Wipfel regt.
Tiefdunkel glänzt von fern die Waldung steiler Wände.
Versonnen wölbt ein Gipfel drüber sich ins Blau,
der seine Almenflur wie eine Krone trägt.
Dem Dorf zu Füßen greift ein Hang ins Tal: es stellen
Waldwiesen, Ackerland und Reben sich zur Schau,
und Kirchturmspitzen wehn. Und tief im Taleinschnitt,
umrahmt vom Lichtersprühn gedehnter Hügelwellen,
rauscht eines lauten Flusses grüner Glitzerschritt.

Am Waldsaum läuft ein Zaun von Staudenwerk umflogen,
darin der Morgenwind ganz leise Lieder singt.
Am Zaune lehnt ein Mensch. Der Lärchenkronen Wogen
zieht sich dahinter hin gleich einer Wiegewand
aus grünem Flor, der schwer von Licht und Seide schwingt.
Nun reckt der Mann sich hoch und dehnt versonnt die Arme,
sein heller Strohhut blitzt in der erhobnen Hand.
Und rings ersteht ein Sprühn vom Sonnenstrahlenfluß,

der übern Bergkamm niederflutet in Ralfs Arme,
der seine Seele weit auftut dem Sonnenkuß.

Dann sinkt er hin: es ist ein lieblich froher Frieden,
der seine Seele traumhaft sanft beschattet hält;
Das wilde Glühn und Drängen ist von ihm geschieden.
Er schaut in sich zurück und nimmt fast zaghaft wahr,
Den Aufruhr der Gefühle als versunkne Welt.
Und sinnend schaut er nun sein Tun als großes Branden —
erkennt, daß es die Hochflut seines Werdens war,
das nun verebbt ist und der Seele weites Meer
geklärt zurückläßt, um gereift im Sein zu landen,
wo tiefer der Besitz ist — milder der Begehr.

Sein Körper schmiegt und dehnt sich in der Gräser Fülle,
die ihm umwogt und schmeichelnd an sein Antlitz rührt;
er fühlt sich wie umschlungen von der grünen Hülle.
Und wie in stummem Jubel schaukeln Halm und Blatt
der Lebensfreude voll, die rings der Sommer schürt.
Tief dankbar schaut es Ralf und ihn umrankt versonnen
das Schweigen, das die Augen voller Lieder hat.

So glänzt sein Blick hinaus, umfängt der Berge Rund,
die Waldung, Alm und Hang, drin Dörfer eingesponnen —
Das ganze Landschaftbild des Sommers hell und bunt.

Und ihm wird selig: Leise regt sich in der Stille
ein Träumen, das zu klingen wie ein Sang beginnt,
und bunt und helle wie der Sommer treibt der Wille.
Gleich Strauch und Blumen blühen die Gefühle auf,
und Duft wird alles, was die Seele sich ersinnt.
Ralfs Antlitz leuchtet dankbar, die Gedanken eilen
schon dem verlornen Schaun voraus in raschem Lauf
dem Hause zu am Dorfrand, wo der Nußbaum sprießt,
wo tändelnd wie im frohen Spiele sie verweilen,
bis der Erinnerung Strom sie schimmernd überfließt.

Und Ralf sieht Li vor sich und weiß sie sich zum Weibe
und sinnt, wie sich ihr Sein zu seiner Seele fand —
wie ihre Seele ganz sich beugte seinem Leibe,
daß fremd ihr ward der eigne und sie jenen nahm,
weil er um sie das Glühn der eignen Seele wand.
Fast ist's der Rührung Hauch, was um Ralfs Antlitz schattet,
da er sich nun die Fäden spinnt, wie es so kam,

und wie ein heißes Glück ihn schwer umklammert hielt,
bis langsam sich sein wilder Flügelschlag ermattet —
und sich die Seele einsam fort in Fernen stiehlt.

Hier hält Ralfs Sinnen inne. Seine Augen glänzen,
als trüge freudig sie der Seele Einsamkeit —
als sprießten erst daraus die Blumen zu den Kränzen,
die sich die Seele selber windet still zur Zier
und die gleich Liederschwärmen bilden ihr Geleit.
Und aufrecht setzt sich Ralf und schaut die fetten Weiden
durch Waldung schimmern und erfreuen Mensch und Tier.
Da preist er Li und dankt ihr innig für das Kind,
das sie ihm gab. Und während Lärchen nah die Seiden
der Zweige schwingen, haucht er in den Sommerwind:

„Die Frühlinge der Liebe hab ich überwunden —
ich fühl, ich treibe in die Sommerzeit hinein:
mehr Almenland und Frieden blühn in meinen Stunden.
Der Sommer tut so warm und wohl in mir, o Li
und Neld, mein Kind — wie endlos weit ist alles Sein!“

Und Ralf springt auf und winkt dem Haus am Dorfrand zu
und steigt empor so leicht: ihn spornt die Melodie,
die sein Gefühl mit sommerlichem Klang erfüllt.
Und Wunsch und Ziel verweht die große heitre Ruh,
die seine Seele ganz in weites Leuchten hüllt.

II.

Versonntem Dunstgeweb enttaucht ein Alpenhang:
Die Almenhütten glühn im zittrigen Geflimmer,
die Herde liegt verstreut; verloren hebt ein Klang
sich her wie einer Liedart wunderfriedvoll Weben.
Der Friede geht verklärt in grüner Gründe Schimmer,
und leuchtend trägt der Tag den Sommer hoch hinauf.
Der Sommerhimmel singt ein Lied von Traum und Leben.
Und soviel satter Glanz weilt um verblauten Grat,
drob blendendes Gewölke schwebt in leisem Lauf
gereifter Seele gleich, die nichts als Frieden hat.

Der Wald ist traumhaft stille. Sonnenflecke schmücken
der rissig rauhen Föhrenstämme schlanke Reihn;
der Kronen breite Rundung atmet still Entzücken.
Auf Halm und Kraut am Grunde liegt versonntes Träumen.
Unruhig flirrt der Lichtglanz auf der Stämme Reihn,
und fernher schwillt ein Ton und springt ins Grün der Kronen
und wiegt Gezweig und Stamm, und zwischen schlanken Bäumen
her lacht des Himmels Bläue. Lauter schwingt der Wind:

nun scheinen viele Stimmen in dem Wald zu wohnen
und alle voller Lichterlust und Jubel sind.

Die Äcker unten scheinen schwere Wogenfelder,
und jeder Wogenkamm ist lichtergischt gekrönt,
und alle prallen an den dunklen Saum der Wälder.
Weit offen glänzt das Tal, und hundert Dörfer liegen
verstreut an Hängen, die ein Gipfelrund verschönt
so massig weit und dunstblau wie aus fernen Zonen.
Und da und dort im Lichterschwall auf Hügeln wiegen
sich Burgen noch, Prunkstücke der Vergangenheit. —
Doch alles — alles: Menschenglanz und Menschenfrohnen
des Sommertages Lebensfülle überschreit.

Machtvoll ragt eine Lärche hoch. Von Mittagsstürmen
umwoben wiegt sich schwer der wunderschlanke Baum;
die Zweige, fein gefügt, sich immer steiler türmen
in gründseidnem Gefieder; zwischendurch erglänzt
in tiefem Blau der mittagübersonnte Raum.
Und rings bespült die Lichtung ein Geraun und Sausen
vom Föhrendickicht, das die Waldwiese umkränzt.
Dahinter schwer der Hochwald geht noch mehr bewegt,

und in das weite, lichterüberfüllte Brausen
die Sommermittagssonne kurze Schatten legt.

Am Waldsaum wandelt Ralf; sein Antlitz spiegelt wieder
den Frohsinn seiner Seele, der sein Wesen wiegt,
und träumend läßt er sich im Föhrenschatten nieder,
und streckt sich aus. Und sangschwer seine Seele geht
vom Lauschen auf das Sturmlied, das den Wald durchfliegt.
Tief innerlich ertönt sein eignes Singen mit.
Das weite satte Leuchten mählich in ihn sät
ein träges Glück so schwer, daß ihm die Lider sinken: —
es eilt wer übern Grund in lichtem Sturmesschritt,
und jeder Busch — die Bäume — alle Gräser winken.

* * *

Waldwiesengrund trägt einer Lärche langen Schatten
so still und friedlich froh wie eine dunkle Zier.
Das Gold des Nachmittags begeht die Almenmatten,
die ob dem Hochwald stehn, als hell der Ruf erschallt:
„Ralf! Ralf!“ und dessen Stimme drauf: „Hier bin ich! Hier!“
Ein junges Weib betritt den Plan, und rings die Föhren
gewähren schaukelnd Einlaß schlanker Wohlgestalt.

Vom Rasen reckt sich Ralf verträumt und lächelt:
„Li!“ —
„und Nelda — wo ist Neld?“ Aufraschelts in den
Föhren:
ein Mädchen jagt heran: „Papa!“ und stürmt Ralfs
Knie.

Ralf herzt und hält das Kind, als hielt er in dem
einen
der Kinder aller Welten ungezählte Schar;
er wirft Neld hoch und fängt sie — schwindlig wird
der Kleinen
ob so bewegter Herzung stürmischen Genuß.
Es scheint: für alle, die ein Weib je ihm gebar
häuft Ralf auf dieses eine Kind all sein Empfinden
als Vater — achtet es als seinen besten Guß,
geschaffen aus der Seele dunkelstem Begehr —
aus Mächten, die das „Allzumenschliche“ verwinden
gehoben von Natur, die siegreich tritt und hehr.

Und Li schaut still und lächelt; ihre Züge drücken
vielleicht nach Ralfs Gebahren heimlich Sehnen aus,
des Kindes Jauchzen doch und Frische sie beglücken.
Ralf endigt nun sein Spiel und führt die kleine
Neld
achtsam den Saum des Walds entlang und weist
hinaus
auf all die Herrlichkeiten, die im Umkreis liegen —
wie das Gebirge thront um Forst und Ackerfeld

bis alles an ihn rührt wie eines Spielmanns Hand
an Saiten, die nun reden, was sie früher schwiegen:
so redet nun Ralfs Seele schwärmend übers Land:

„Von Wundern ist die Welt erfüllt. Wir sind die Wunder:
Du, Li und ich — und Nelo vielleicht noch mehr als wir —
die Weiten, die wir schaun. O wie wird alles Plunder,
was über uns die Menschen reden — was sie denken von uns! Uns glänzt zu unecht ihrer Sitte Zier,
und für die Seele ist da ein zu seichtes Waten —
und auch für unser bessres Glück. Versenken wir uns in Schaun in uns — um uns! Ich glaube, Li,
dann läßt sich alles herrlich tragen, was wir taten —
nur kleinmütig erweisen dürfen wir uns nie."

Und Li geht sinnend her. Dann sagt sie wie verdämmert
in Scheu: „Ich bin so viel allein!" und wieder webt
ein Schweigen Schleier, drin ein Herz nur rascher hämmert.
Ralf tröstet: „Jeder ist allein, der zu sich findet,
doch viel Gemeinsamkeit in dem Alleinsein lebt.
Ich weiß, Li — —." Jubelnd bricht Nelo Blumen von der Wiese.

Es stockt Ralfs Wort. Des Kindes laute Frohheit windet
sich um sein Fühlen wie aus lichtem Glück ein Kranz.
Und: „später!“ ruft er hin zu Li. Und Wald und Wiese
erstrahlen mehr und leihn den Menschen von dem Glanz.

III.

Um Silberkämme über finstre Wälder geht
der Abend still zur Neige. Ferne irrt Geläute,
deß dunkle Glockenweise schwer herüberweht.
Der trübe Ruf des Käuzchens schlägt vom nahen Hügel,
plump flattern Fledermäuse auf und ab nach Beute
des Häuschens Dachung streifend, dran ein Söller ragt.
Ein Wetterwind bewegt von fernher kühl die Flügel,
und wie verzagt erhebt die Waldung dumpf Gebraus.
Am Söller lehnen Ralf und Li, und leise klagt
ihr Schweigen. Dann beginnt Ralf in die Nacht hinaus:

„Es leben Fraun und Kinder von mir in der Ferne:
teils verließ ich — teils doch ging man fort von mir.
So ist die Liebe, Li. Es nimmt dem hellsten Sterne
der Tag den Glanz, und Lieb ist für die Seele Tag;
weil alle Lichter sie verdunkeln hilft in ihr.
So helle brennt sie aus sich selber wie die Sonnen
und hat wie diese ihre Bahn; aus der vermag
wohl nicht zu heben weder Satzung sie noch Pflicht
oder was sonst an Leuchte sich der Mensch ersonnen —
alles begräbt der Liebe strahlendes Gesicht.“

Wehmütig lächelt Ralf, dann regt sein Wort sich wieder:
„Der Liebe Tag ist kurz; vorzeitig streckt ihn oft
der Ehe Fesselzwang in schönster Blüte nieder.
Auch ist das Leben reich an Mächten wie an Sorgen,
und andres bringt die Stunde als das Herz erhofft. —
Die Mächte der Natur zerreißen alle Schwüre. —
Und endlich kündigt dir den großen Tag ein Morgen,
darin die Liebe wach zu allen Dingen ist
und du nicht mehr erkennst, weß Ziel dein Herz erküre,
weil jedes Ding in dir — du in den Dingen bist."

Aufatmend fährt Ralf fort: „Es geht in solchen Stunden
die Seele schwer und taumelnd von Versunkenheit,
und lange währt es, bis du dich zurückgefunden.
Du hörst nur einen Ton und Weisen hinterher,
die dich umwehn. Ergriffen lauschst du und befreit
zugleich und siehst gezogen dich in Grenzenloses
und spähst nach Grenzen aus umsonst: — es hebt sich leer
um dich die Wirklichkeit, die Seele reicht dir hoch
hinein in Unfaßbares und es eint dich Großes —
ein weites Wehe fühlst du und bist selig doch!"

Der Stimme Zittern läßt nur die Erregung ahnen,
die Ralf beherrscht, und durch die Pause rinnt
verhüllt
der Atemzüge Hast . . . Gleich schwarzen Fahnen
vereinzelt schwingen Lärchen schwer am Hügelrand.
Der Himmel ist mit finstren Wolken angefüllt.
Der Käuzchenruf tönt heller durch das wache Dunkel.
Li hört verschlossen alles an, was Ralf gestand,
auch noch: daß oftmals so ein Zustand ihn befällt,
der alles in sich schließt. . . Noch eines Sterns
Gefunkel
verlöscht Gewölk, das drohender am Himmel hält.

Und stiller setzt Ralf ein: „Kommt jene Art Erwachen
doch dann, die schwingenlos nur fühlt wie arm
man ist,
dann möchte man um sich ein bißchen Reichtum
machen.
Dann kommt der Mann zum Weib und tut sich
an ihm reich
und gibt sich ihm, daß er sein müdes Ich vergißt
und langt nach Händen, die dem Frost der Seele
wehren —
nach Dingen, die man nimmt wie ein verblieben
Reich: —
so komm auch ich — so, jetzt!“ Die Stimme zittert
warm:

„Ich weiß das Weib in dir. Jetzt sollst du nichts verwehren
und nicht mehr rechten mit mir!“ — Li umfängt sein Arm.

Ein Augenblick liegt wie ein Lied auf Li, das schneller
verfliegt noch als es kam, dann stutzt sie, tut gekränkt
und macht vom Arme Ralfs sich langsam los. Und greller
erscheint nun ihrem Wesen aufgedrängt ihr Tun
— (wie stets wenn eines Weibes Tat sein Sinn nur lenkt.)
Sie rügt: er käme nur, wenn er von ihr was wolle;
und immer frostiger herber werden Ton und Tun,
bis wie die Schneck ins Haus sie ganz in sich zurück
sich zieht und mauerhaft verharrt in stummem Grolle. —
Ralf sinnt und lächelt bitter über Liebesglück.

Dumpf liegt das Schweigen auf dem Söller, den das Licht
der Lampe trüb erhellt. Und draußen durch die Nacht
irrt Wetterleuchten hin. Erregt zuckt Ralfs Gesicht,
als mahnend er zu Li beginnt: „Von allem Lieben
bist du mir übrig — du allein! Weiß Gott, ich acht
es überhoch, daß mein du bist in freiem Bunde:
es ist der erste Schritt vom Hürdzaun weg. —

Umtrieben
entgegen, die der Seele Kräfteproben sind.
Drum sei gerecht, Li! Unser Leben muß erst Kunde
geben, daß wir mit unsrem Tun im Rechte sind.

Ich weiß, es geht vom prunknen Lotterkleid der Sitte
in dir das paarweis Sich=zur=Schautragen noch um.
Zumeist ist's Lüge dies Zusammenstehn in Mitte
von Markt und Publikum, und lügt es nicht —
ist's Zwang,
zuweilen auch nur protziges Philistertum.
Dem allen stehn wir ferne. Aber ich begreife,
daß Einsamkeit in dich trägt andren trübern Klang.
Das Weib ist Wirklichkeit — geselliger von Natur
meist als der Mann: — in mich bringt Einsamkeit
erst Reife.
Dafür ist Neid um dich, Li. — Sei vernünftig nur!

Schau, ich bin müde! Da wirkt Geben wie verklärend,
und echte Weiblichkeit gibt gern. Auch du mußt
baun
an dir; ich find an mir zu bilden immerwährend.
Du darfst nicht schmähn mein Wollen. Müdigkeit
und Fülle
führen den Mann zum Weibe. Li, du sollst mir
traun!
Die Störrigkeit macht niemals einen Menschen
groß!" — — — —

Li rührt sich nicht: es ist, als trüg sie steinern Hülle,
dran jedes Wort abprallt. Und Ralf erregt sich tief,
nimmt Hut und Mantel, geht und wirft die Tür
ins Schloß. —
Es tat ihm nachher leid, Nelds wegen, die schon
schlief.

IV.

Finster droht die Nacht, von Wolken überhangen,
drin ein Wetterleuchten stetig zuckt und wühlt.
Fernes Grollen hält der Talung Rund umfangen.
Und ein Windstoß springt zuweilen in die Stille,
der Gewitterwohlgeruch von fern her spült.
Hier und da im Dorf liegt Lichtschein auf der Hut,
und die reifen Äcker kauern bänglich stille.
In den Bäumen irrt des Wetterwindes Ton.
Immer mehr blitzartig tut des Leuchtens Flut
und des Donners Rollen drängt sich näher schon.

Tiefer im Gehölz hört sich der Eulenpfiff
wenn der Wind steht, und der Stille bangt vor Lauschen.
Drohend ragt die Waldung wie ein schwarzes Riff;
drüberhin vergraute Wogen düster jagen,
die ein fahler Schein durchzuckt. Und rascher rauschen
Donner auf entfernt und nah im Widerhall.
Im Geleucht erstehn die Weiten blaß und tragen
ein geducktes Sein zur Schau. Ein finstres Tor
tut der Wald sich auf mit dumpfem Rauneschall
einem Wandrer, als ein Blitzstrahl sich verlor.

Ralf steht still, den Blick ans Dunkel zu gewöhnen,
seine Seele ist noch immer tief erregt.
Durch die schwarze Waldung hallt des Donners Dröhnen.

Und von draußen her fliegt ein unheimlich Sausen:
eine fahle Wolkenwand den Bergkamm fegt,
und das Tal verhüllt der glanzvergraute Flor.
Wie im Sturmschritt näher rückt das weite Brausen.
Ralf hält lauschend an; dann eilt sein Schritt
waldein.
Wie Gestalten drängen sich die Bäume vor,
wenn ihr finstres Aussehen hellt der Blitze Schein.

Und die Nacht ein Unhold wird, der sich befreit:
Wild entfesselt stürzt er sich aufs Heer von Zweigen,
peitscht die ganze Waldung, daß sie stöhnt und
schreit.
Rings Geheul und Pfeifen, und ein wütend Fauchen
spielt die erste Geige in dem wilden Reigen.
Ein Geklatsch und Prasseln, daß die Erde bebt.
Und vom Hagelkornstaub wallt empor ein Rauchen,
daß die Waldung dampft, wenn durch die Finsternis
Stamm und Zweigekronen und die Gründe gräbt
eines jähen Blitzes greller Flammenriß.

Wieder weicht der Donner Krachen fernem Grollen
und des Wetterunholds Toben unterliegt.
Die Geräusche werden schwächer und verrollen.
Überm Walde kommt es heller aufgezogen,
dankbar wieder Baum an Baum sich aufrecht schmiegt.

Die durchnäßte Erde dunkler noch erglänzt,
und von Tropfen triefend rings die Zweige wogen;
zwischendurch drängt sich der Glanz der Nacht herein.
Von zerrissnem Wolkenflor noch leicht umkränzt
lächelt neu und kühl der Sterne Funkelschein.

Ralf verläßt des Föhrendickicht schadhaft Dach
und betritt der Waldung freigelegne Räume.
Des Unwetters wilder Zauber in ihm brach
allen Unmut über Li. Mit frohen Blicken
steht er dankbar aufrecht wie die vielen Bäume,
breitet weit die Arme aus und schreit den Sang
seiner Seele — während rings die Tropfen ticken
vom Gezweige und vom Mantel ihm und Hut —
in die Nacht hinaus mit so berauschtem Klang
wie es nur ein Mensch in seinem Glücke tut.

In der Stille fließt der klare Himmelsstreifen
tiefer in die Waldung zwischen Baum und Baum,
und es ist, als ob der Zweige Schatten greifen
nach den Gründen, die Geruch von Gras und Regen
hauchen in den einsam nachtbeglänzten Raum.
Eintönig erschallt der Eulenruf aufs neu,
und der Grillen Chor beginnt sich laut zu regen
von den Ackern her. Des Nachtwinds dunkler Flug
rauscht gelinde auf noch und verliert sich scheu. —
Durch die Nacht rauscht kühl der Bäume Atemzug.

Und der weiten Waldung nächtlich dunkle Ruh
läßt die laute Freude bald in Ralf verstummen;
stiller singt die Seele nun den Sternen zu,
die erbrochnen Wolkenkerkern hell entronnen.
Als ob schlummernd sie ihr Antlitz sich vermummen,
stehn die Bäume dunkler da und schwarz verhüllt.
Und die weite Ruhe wird ein tiefer Bronnen,
draus die Seele Ralfs Gedanken trinkt und trinkt:
und er schaut, was wunderlich sein Leben füllt —
wie es Liebe war, die kommt und flammt und sinkt.

Und so tiefe Wehmut will sein Herz beschleichen,
daß verwirrt er hinstürmt durch die Einsamkeit;
und es ist, als ob nach ihm Gewalten reichen,
die ihm weh tun. Und da singt er vor sich hin
öde wie ein Nachttier, das vereinsamt schreit.
Und so kommt er an den Waldrand müd gehetzt: —
Offen liegt das Tal, die letzten Nebel fliehn.
Aus verglänzten Wolken sich ein Leuchten müht,
das die gelben Hüllen immer mehr zerfetzt,
bis auf samtnem Himmelsgrund der Mond erblüht.

Dorf und Acker trifft die wache Mondlichtflut
und die hellen Berge, die im Westen ragen.
Das Geleucht ist ohne Leidenschaft und Glut
wie ein blasser Traum, der still und schimmernd geht.
Ralf vergißt im Schauen ganz auf Sang und
Klagen. —

Unten lehnt sein Haus im Glanz verträumt und
schweigt.
Friede überall — wohin er immer späht,
und er saugt ihn auf: — wie das der Seele frommt —
's ist, wie wenn der blasse Traum zu ihm sich neigt
bis auch sein Gefühl zu Ruh und Leuchten kommt.

V.

Wieder spannt der Tag sein Zelt in lichter Bläue
über Kamm und Gipfel und der Wälder Grün.
Täler tun sich auf; rings streut das Blau aufs neue
strahlenweite Lichter aus. Die Höhen rauchen,
und die weißen Wolken wallend überblühn
des Geschroffs Geäst — der Grate auf und nieder,
bis sie mählich höher steigen und verhauchen
tief im Blau des Himmels, das sich rings ergießt
und in einem grenzenlosen Bogen wieder
über klargezeichnete Konturen fließt.

Hinterm Bergdorf windet sich ein Pfad durch Wiesen
und Gebüsch im Morgenlicht zum Wald empor,
den die ersten Sonnenstrahlen überfließen.
Und der Waldsaum glänzt und öffnet tausend Türen,
und aus jeder sprießt ein leuchtend Grün hervor.
Staunend nähert Ralf sich dem versonnten Saume,
wo durch seidne Zweige samtne Wege führen,
und dazwischen stehn die Stämme schlank und hehr:
und ein jeder Baum tut wie erwacht vom Traume —
rührt sich, zittert leise und verrauscht dann schwer.

Tief andächtig schreitet durch die grünen Hallen
heilger Waldung Ralf begnadet und beglückt.
Festlich weht das Grün. Die Schritte ihm verhallen
auf dem Pfad, wo Heidekraut und Blumen träumen,
die zuweilen ein verlorner Lichtstrahl schmückt.

Und es kommt ein Rund, wo mächtige Lärchen ragen,
die der Wind umrauscht. Wie einer Brandung
Schäumen
hört sich der Gewänder seidenkühl Gebraus,
und die Wipfel, sich verwegen schaukelnd, tragen
ihrer Vollkraft Jubel in das Blau hinaus.

„Heilige Bäume, ihr ein Bild von Lebenssiegen —
von erstandner Kraft, die jedes Hemmnis zwang,
sagt: — wie tief verwühlt von Sucht und Trieben
liegen
Eure Wurzeln — wie bedrängt von dunkler Erde,
daß zu solcher Höh sich blinder Same rang?“
Dunkles Kronenrauschen schluckt der Frage Bangen,
Helle in die Waldung dringt Geläut der Herde,
Innig horcht Ralf auf; die Seele wird ihm weit. —
Rings von überall her in des Mitsommers Prangen
strömt der lichte Segen dunkler Fruchtbarkeit.

Stille weilt im Wald. Das Rauschen ist verflogen,
reglos ragend stehn die Lärchen Stamm an Stamm:
kerzengrad die einen, andre windverbogen.
Und des Sommermittags lichterschwere Hand
gießt ins Zweiggewirr ein Leuchten wundersam.
Und der Waldung Stille wird ein scheues Brüten,
das gedrängt umrankt der Zweige Flimmerwand.
Einem Dome gleicht der glänzendgrüne Raum,
drin versunkne Beter eine Gottheit hüten,
deren Abglanz spiegelt sich in jedem Baum.

Schwer vom Hauch des Mittags und vom Bann der Stille
weiter Waldung zaudert im Gestrüpp Ralfs Schritt.
Einsam sang sich seine Seele müd und stille,
und er schaut nun um sich die versunkne Schar
lichtbedrückter Bäume und es zieht ihn mit.
Und er läßt sich in die dichten Kräuter gleiten,
ihn umschwebt des Zweigwerks Glanz wie ein Altar,
und der Kronen Schirmdach schwingt so traut gestimmt —
trägt ihm Klänge zu aus fernverwehten Zeiten
bis der Schlummer seinen Sinn gefangen nimmt.

Und im Traume wandeln sich die Baumgestalten
zu verschämten Mädchen, die ihn scheu umstehn;
ihrem Hauch entströmen selige Gewalten,
denn sie gehen bloß mit schmiegsam schlankem Leibe
und mit langen Haaren, die verschimmert wehn.
Ralf betrachtet sich den scheuen nackten Reigen: —
alle — fühlt er — wären leiblich süß zum Weibe;
aber er will Seele: — da schaun alle groß
nach ihm, und die Köpfe sich vornüberneigen
unsagbar beseelt, und rührend zagt der Schoß.

Glühend von der Anmut der beseelten Gesten
gibt nun Ralf der Schar sich zur Umarmung hin: —
da erwacht er, bebend noch von heißen Festen.
Ernst und kühl wird ihm gelind Gebraus als Gruß
von der Waldung rings, drin Abendstimmen ziehn.

Ralf steht auf; der Einfall kommt ihm zugeflogen,
daß ein Trieb sich oft sein Recht erträumen muß.
Und er dehnt sich, schüttelt von sich Traum und Sucht;
seine Seele badet wie in frischen Wogen
in des Lärchwalds grüner abendlicher Bucht.

* * *

Draußen liegt das Tal von Abendhauch umklungen
und die reifen Äcker wiegt ein linder Wind.
Wiesenmähn und Pflügen in den Niederungen.
Über blauen Graten glänzt ein Wolkenflügel
sonnenhell wie großer Seelen Schwingen sind.
Ralf kehrt heimwärts in sich froh, gestärkt, mit Plänen,
Lis Tun weiter nicht zu stören. Da am Hügel
überm Acker lagert Li mit Neid und hebt
lachend ihm den Mund hin mit den weißen Zähnen
und tut gütig, wie ers lang nicht mehr erlebt.

Wie in Wirrnis küßt Ralf, nimmt das Kind an sich,
herzt es. — Sonderbares dringt in sein Empfinden,
und die rasche Freude über Lis Tun wich
dunkler Schwermut, die ihn jäh befällt und immer
neue Rätsel läßt in allen Dingen finden. —
„Rätsel sind die Weiber: o wer das vergißt! —
Traum und Baum sind Rätsel — und nichts klärt ein Schimmer!“

Einem Halt gleich hält Ralf Neld und eilt voraus.
„Rätsel alles: — sagt mir, was nicht Rätsel ist!?“
Angstvoll fliegt sein Wort und klingt in Stöhnen
aus.

VI.

Ralf ist einsam. Seltner legt des Frohsinns Schimmer
sich auf Li; ihr Tun gerät in Plötzlichkeit,
zu der Ralfs Verhalten sich nicht findet immer.
Das verbittert Li; und oft durch lange Tage
bleibt sie hart und stumm. Und rings verrinnt die Zeit,
und der Sommer geht in immer reichrer Fülle.
Glühend grünt der Wald: es ist, als ob er trage
schweren Schmuck von eines großen Freiers Hand,
der die Äcker fruchtschwer beugt in güldner Hülle
und der Reife Segen schüttet übers Land.

Grübelnd schaut es Ralf und denkt vergangner Zeiten,
taumelnd irrt er durch die sommerliche Welt
im Erwachen früherer Begebenheiten.
Und auf Moos und Farren säumt sein Fuß verweilend
bis ein Herdenläuten sein Gemüt erhellt.
Lächelnd schaut er auf: Versonnte Wipfel wiegt
linder Lufthauch, und die dunkle Waldung teilend
bricht die Sonne um die Stämme schräg herein.
Draußen an den Waldrand sich die Herde schmiegt,
glanzverwoben äsend in dem Lichterschein.

Silbern tropft das Läuten durch die Sonnenstrahlen
Frieden streuend. Schimmernd drängt sich Kuh
an Kuh
auf der Wiese, die gleich einer goldnen Schalen
daliegt; und das Gräsermahl verzehrt die Herde
froh, und jedes Tier hat seine Seelenruh.
Und zwei Hirtenkinder singen ihren Sang,
der verträumt hineinklingt ins Geläut der Herde.
Sprühender noch wird des Lärchwalds seidner Wall,
der gelinde rauscht. — Und seltnen Friedens Klang
findet in Ralfs Seele seinen Wiederhall.

Ralf verträumt sich an des Friedens Hand. Es
kehren
stille Melodien in seine Seele ein
aus verwölkten Fernen, die sich alle klären.
Willig lauscht Ralf, wie es klingend ihn umschleicht;
sinnend greift sein Fragen ins Getön hinein:
„Hat nicht tausend Stimmen jede Einsamkeit
einer Geige ähnlich, die ein Künstler streicht?
Und der Seele Reichtum ist die Künstlerhand: —
erst ihr Greifen ins Gesait der Einsamkeit
spült die Schätze ihrer Tiefen an den Strand."

Flüchtig blitzt das Aug, das Antlitz streift ein
Glühen
gleich dem Abglanz eines Glücks, das scheu erwacht
und sich anschickt voll und voller aufzublühen.

So steht Ralf und reckt sich und beginnt den Gang
durch die Waldung; in ihm ist Musik entfacht:
Jeder Baum tönt leise und das Weideleben
der versonnten Kühe und der Hirtensang —
alles eint sich klingend und wird groß und weit
und folgt seinen Schritten wie ein tief Erleben,
das ihn weit hinaus trägt über Raum und Zeit.

* * *

Sonnenschleier wallen über blaue Hänge,
und die Wolken drüber schimmern lichterschwer.
In die Abendstille dringen Herdenklänge.
Und ein Lauschen liegt geheim, dem Lieder blühen
von den blauen Bergen wie von Wogen her.
Schimmernd klafft im Wolkenzug ein Spalt: es fließt
purpurn Licht zu Tal und stille Hügel glühen,
Wald und Wiesen glänzen bräutlich schwer gestimmt;
seiden sich der Glanz in eine Lärche gießt,
die den Wipfelflug zum glühnden Himmel nimmt.

Schon verlischt der Glanz, den blauen Bergzug säumen
schimmermüde Wolken leicht und fern verzweigt.
Stiller liegt das Land. Der Abhang scheint zu träumen.
Wie ein dunkles Lied der Abend aus den Talen
auf die samtnen Gründe dunkler Matten steigt.

Und von da und dort aus Dörfern schwebt ein Sang
dunkler Glockenstimmen. In den Intervallen
rauscht der weiten Stille Atem tiefer auf.
Steiler zieht der Höhen Rund das Tal entlang,
drüber, Sterne streuend, rückt die Nacht herauf.

Und es weht ein Lufthauch durch die lauen Weiten,
den das sommerliche Land begierig trinkt.
Weiter greifen um sich rings die Einsamkeiten
in dem samtnen Dunkel, das der Nacht entquillt.
Und aus klarer Wölbung kühler Sternglanz blinkt
auf den Alphang nieder, der verdämmert leuchtet.
In die Schweigsamkeit weltfernes Brausen schwillt
wie endlosen Raumes nieverrauschter Schritt.
Und der Erde Schlummerdunst den Rasen feuchtet;
den Ralf, einsam ragend, schattenhaft betritt.

Wunderlich benetzt die Flut des Grenzenlosen.
den verträumten Menschen, der da einsam hält.
Im Aufhorchen wächst der Stille dunkles Tosen.
Und Ralfs Seele blättert reg in seinem Tun,
das die Einsamkeit der Nacht ihr offen hält.
Und er schaut die Liebe als den roten Faden
durch sein ganzes Leben ziehn und nimmer ruhn:
stets sich wandelnd blieb verheißend ihr Gesicht. —
O wie trank er all ihr Wehe — ihre Gnaden
in sich, und doch — was er suchte fand er nicht!

Kühler rauscht die Nacht im Gleichmut stiller
Sterne:
's ist, als wenn ihr Hauch tief in sein Herz sich
wühlt.
Blasser glänzt der rote Faden in der Ferne,
und nicht *eine* Sehnsucht regt die müden Flügel,
so daß Ralf sich wundert nur, wie kühl er fühlt.
Und so ragt er still, verrauschend seinen Traum,
einem Baume gleich auf nachtbeglänztem Hügel.
In sein Fühlen tropft der Sternenschimmer sacht,
und verwandt umkreist der grenzenlose Raum
seine Seele, bis in ihr erstrahlt die Nacht.

VII.

Hellend in die Talung treibt ein weites Fluten,
das um Höhn und Kämme lautlos niederfließt.
Sacht erblühn die Hänge, die versunken ruhten.
Traumumsponn'ne Halden rüttelt sanft ein Tagen,
das in jedes Ding ein neues Leben gießt.
Und die große Helle immer näher rückt.
Rings beginnen Stimmen lauter anzuschlagen:
Hier ein Mensch — ein Tier, dort eine Glocke ruft;
und erwachte Bäume langen wie beglückt
in die Wölbung hoch, drin tiefer blaut die Luft.

Steile Wandung ringsum, dran sich Wälder
schmiegen,
und zutiefst im Talriß zieht der Pfad verwacht.
Dorf und Ackerfelder und die Hügel liegen
weit zurück. Von oben her empfängt ein Blauen
mit Gejauchz die Waldung, draus entfloh die Nacht.
Und es tut so eigen, wenn der Hochwald rauscht —
so als streife flüchtend durch der Gründe Tauen
eine scheue Weise aus zerstörtem Traum.
Kühler Morgenhauch die dunklen Kronen bauscht,
daß sie seiden flatternd steigen in den Raum.

Wo der Pfad vom Tale in den Waldhang schneidet
steht Ralf einsam, freuend sich der Einsamkeit,
die von Menschen ihn und Hast und Lärmen scheidet.

Seine Welt erblüht rings aus des Waldes
Schweigen,
wo die Bronnen rinnen der Unendlichkeit.
Ragend steht er da und läßt den Bäumen gleich
seine Seele flatternd in den Morgen steigen,
der aus blauen Wogen in die Waldung tritt.
Wie die Bäume fühlt Ralf groß den Tag und reich
in sich fluten, bis die Stille stört ein Schritt.

Langsam schaut er hin: den bleichen Bergpfad
schreitet
durch der Tannen Dunkel her ein junges Weib,
dem Ralfs Blick nun stille den Empfang bereitet.
Und er sieht verträumt das anmutvolle Schreiten
und ein lieb Gesicht, den kraftvoll schlanken Leib,
in der Näh ein Lächeln, drin sich Scheu verbirgt.
Wacher seine Blicke um das Weib sich breiten,
das erhitzt nun fast an seiner Seite steht:
Straff gespannt das Kleid sitzt, das die Brüste
birgt,
und der dunkle Blick verstohlen Ralf umspäht.

Weiter Morgenfriede lauscht dem Gruß der Beiden,
die sich vorher nie gesehn. Bald geht erstaunt
eine Freude und Vertrautheit mit den Beiden
durch des Hochwalds Einsamkeit, wo Sonnenstrahlen
mühsam nisten und der Wind in Büschen raunt.
Und der Schönen volle Lippen reden warm,
während samtne Augen ihm entgegenstrahlen:

Schon zwei Jahr sei in Amerika ihr Mann
Kohlen heben, das viel trage. Da sie arm
seien ging die Trennung mit der Heirat an.

Durstig streift ihr Schauen an ihm auf und nieder;
und er selber fühlt verworren, wie sein Blick,
sich schon tastend niederläßt auf ihre Glieder.
Lockend quillt ihr junger Atem in den seinen,
und es hört sich heiß der Herzen rasch Getick.
In des Hochwalds Schweigen fließt die Sonne schwül,
als die Beiden stehn vor moosbedeckten Steinen
schwer und hastig atmend. Und erwachtes Land
schimmert draußen durch der Stämme schlank Gewühl. —
Da denkt Ralf des Mannes fern dem Heimatland.

Und es gräbt sein Schauen rußgeschwärzte Hände
fern aus Kohlengruben und ein bleich Gesicht,
darbend, daß es Mittel für die Heimat fände.
Da verglimmt sein Glühen nach dem jungen Weibe,
sinnend steht er und beginnt voll Gleichgewicht:
„Ferne lebt dein Mann in dumpfer Schächte Nacht,
und der Sehnsucht voll nach deinem jungen Leibe
werden seine Hände schwielig für dein Glück.
Was du tust, von fern sein Sinnen überwacht —
und es ruft dich von mir — mich von dir zurück.

Wärst du frei, du Liebe — doch so — denk der Bande,
die dich ihm verknüpfen! Freilich wie ein Riß
ist sein rasches Wegziehn in so ferne Lande,
und es taugt nichts eure Freiheit so zu stören —
aber ohne Ehe bleibt ihr ungewiß.
Und so darf ich dich in deiner jungen Lust
nicht durch meine Leidenschaft noch mehr betören.
Denk nur: wenn dein scheues Aussehn ihm verwehrt
alles Glück einst? — und du fühlst dich schuldbewußt,
wenn er reich mit Habe für dich wiederkehrt?!" —

Und er fährt ihr streichelnd um die braunen Wangen
und ist gütig zu ihr wie zu einem Kind.
Ihre Stimme tut verwirrt wie traumbefangen
und verborgne Rührung zittert in dem Tone,
als sie leise flüstert: „Herr, wie gut Sie sind!"
Drauf gehn Beide durch die Waldung wie verwandt,
und ein jeder Baum trägt freier seine Krone.
Feierlich und heller ist der Raum gestimmt,
als am weitversonnten grünen Almenrand
Ralf vom jungen Weibe stillen Abschied nimmt.

Eine Weile lauscht er noch den leichten Schritten
wie dem schweren Liede, das verdämmert nach;
steigt dann weiter aufwärts und läßt sich inmitten

all des Glanzes auf die reichen Almengründe
nieder und sinnt über das Erlebnis nach.
Froher Friede kehrt in seine Seele ein.
Doch er sagt sich: was sein Tun zutiefst begründe
und sein heißes Wesen unterwarf mit Macht —
muß der Liebesglaube jenes Armen sein,
der sich um sein Glück müht in der Schächte Nacht.

VIII.

Es schläft ein See von schwerem Mittagshauch umflossen
in einer dunklen Wildnis, die voll Stille ist;
der Waldung Gürtel hält die Ufer eng umschlossen.
Und Turm und Block aus hellem Dolomitgestein
gleich starren Flaggen stehn von Schöpferhand gehißt.
Der See glänzt grün und tausend Demantstrahlen blitzen
von seinem stillen Spiegel hoch im Lichterschein.
Und schillernd winkt der See und rundet Bucht an Bucht:
hellblaue Streifen sich in seinen Spiegel ritzen,
und an den Ufern ruht tiefrot der Wasser Flucht.

Und wo der Tann am tiefsten dunkelt nah am Strande
ragt hoch ein grauer Felsblock, drunter strömt ein Quell,
und kleinre Blöcke türmen sich am Uferrande.
Und durch den finstren Waldgrund rauscht der Quelle Fluß
und plätschert und glänzt dunkel und kristallen hell.
Vereinsamt lauscht der Raum. Verschwiegne Töne gleiten
über des Bergsees Spiegel wie ein langer Kuß,
der in ein Traumbild seine ganze Sehnsucht hüllt.

Und höher breiten sich verwegne Einsamkeiten
um lichte Schroffen, die ein stolzes Glück erfüllt.

Ruhend auf einem Stein von Tannen rings umgeben
schaut Ralf den See, des Wellenhauches sanftes
Spiel,
den Waldkranz, und darüber hoch ins Blaue streben
den Fels so schwindelnd jäh; — und einer Stimme
Laut
sagt ihm nun, daß ein Mensch in diese Wildnis fiel.
Geräuschvoll eine Holzfuhr zieht hinaus zum Tale,
und wieder wird dem Raum die Stille angetraut.
Die ernsten Bäume sind wie Seelen, die begehn
ihr Glück und ihre Lust mit jedem Lichterstrahle,
der liebevoll beglüht ihr dunkles Kronenwehn.

Und ein verwandt Gefühl beginnt sich zu entfalten
im Herzen Ralfs, das zu den dunklen Bäumen
spricht:
„In euren rauhen Leibern lebt ein heimlich Walten,
das mit Bewundrung mich für Euer Sein erfüllt
und um mein ganzes Wesen tiefe Stimmung flicht.
Vergleich ich meinem l a u t e n — Euer s t i l l Er-
gehen,
das dunkel vor mir liegt in Schweigen eingehüllt:
wie erst die Jahre graben Euren festen Stand —
die Jahre, die Geschlechter meiner Art verwehen,
daß nichts von ihnen übrig bleibt als Modersand.

Ihr lebt Euch ein und aus gebunden an die Scholle
und ragt verankert hoch, wo Euch das Leben ward —
und nehmt gefügig auf des Daseins Wechselvolle,
Nur Euer Leben lebt Ihr treu der Schöpferkraft,
die in Euch tätig ist für Eure Eigenart."
Und Ralf umschlingt den nächsten Stamm und schaut
versonnen
zur Krone auf, die leise rauscht und rätselhaft.
Und an dem Baum geschmiegt fühlt er sich weit
und reich:
es ist ihm so, als rinn in ihn ein dunkler Bronnen,
der seine Seele aufrichtet dem Baume gleich.

Ins Tannendunkel greift das Sonnenfluten schiefer,
als Ralf bewegt von See und Bäumen Abschied
nimmt;
und jeder Strahl fließt schwer und güldner noch
und tiefer.
„O Waldgrund!" minnt sein Herz, das heiß und
zärtlich schaut,
wie rings der Sonnenflecke Heer in Schwärmen
schwimmt.
Dann streift sein Blick den See, der Ufer Einsam-
keiten. —
Verschlafne Regungen erstehen in ihm vertraut,
er denkt: Wenn zwei sich finden hier von raschem
Blut
und blühewarm in dieser Tannen Dunkelheiten —
und jedes willig willenlos dem andern tut? —

„Dann Bäume," fleht er, „breitet schirmend Euch um Beide,
die schwer zu Euren Füßen ineinander ruhn!
Deckt ihre Blößen still mit Eurer Zweige Seide!
Laßt keine Störung nah: in Beiden glüht der Drang
zum Lichte blind — umzittert ihr verwühltes Tun
und macht sie Euch verwandter als sonst Menschen sind."
Umflort verrauscht das Wort im leisen Wellengang,
der an das blockbesäte Ufer treibt und strandet,
und streichelnd um die Bäume weht ein sanfter Wind. —
Ralf fühlt das linde Brausen, als ob Beifall landet.

Den waldbestandnen Buchten noch ein trautes Winken
von einem Wiesenhang, der liedhaft weit sich gräbt. —
Verträumt die Ufer unten ihren Frieden trinken.
Und friedvoll schreitet Ralf hinaus zum Tale,
das seine Wände tief aus Schutt und Trümmern hebt.
Den rauhen Plan geborstner und verrollter Schroffen
der steingen Halde, die gleich einer Riesenschale
sich türmt, durchrieseln Wasser wie in stiller Flucht.
Hoch um besonnte Zacken strömt der Himmel offen
und überwölbt verheißend noch die finstre Schlucht.

* * *

In Lichtdunstflor gehüllt von Klarheit überspült
ragt abendlicher Höhen riesenhaft Gefüge
in grenzenlose Bläue, strahlenlichtverwühlt.
Und Hang und Hügelketten und der Täler Saum
umfluten schon der Schatten blaue Heereszüge.
Und Au und Äcker glühn spätsommerlich gekleidet,
ein Waldhang streckt empor zersägten Wipfelsaum.
Ein junger Föhrengürtel eine Wiese schmückt,
darauf verglühten Hauchs die letzte Sonne weidet,
die glanzversengten Graten immer näher rückt.

Und so im Lichterfliehn, ermüdet von dem Gang,
regt sich in Ralf ein fernes, traumhaftes Empfinden,
das ferner noch gestaltet leiser Glockensang.
Und eine Weile lehnt er da in sich gekauert
und träumt den Lichtern nach, die von den Höhn
rings schwinden.
Dann steht er auf und grüßt das Tal, das fern
nun liegt
von schattenblauen mächtigen Hängen wie ummauert.
Und vor ihm ragt verblaßt ein Dorf in Abendruh,
darob ein Lärchenwipfelsaum sich dunkel wiegt.
Dem eilt nun Ralf mit liedhaft müder Seele zu.

BREMER INNSBRUCK ARCHIV

IX.

Ums Bergdorf dunkelt neubebauter Acker Braun,
und länger währt des Morgens völliges Erwachen.
Durchsichtiger wird am Gipfelgrat der Lüfte Blaun.
Und weiter dringt das Herdenläuten von den Höhn,
wo bunte Farbentöne langsam schon erwachen.
Bewegter wird der Wald; durch die betauten Gründe
vereinzelt hallt jagender Hunde gell Getön,
und manchmal kracht ein Schuß und findet Widerhall.
Und überall ist es, als wenn eine Stimme künde
des Sommers nahes Ende mit umflortem Schall.

Die Wiesen sind besät mit bleichen Herbstzeitlosen,
und die Kartoffelfelder tragen welkes Kraut.
Am Waldsaum leuchten Schwämme hell aus Gras und Moosen.
Und in den Sträuchern dunkeln Beeren reif und voll
umklungen von der Hirtenkinder Jubellaut.
Es ist ein Geben rings — ein fieberhaft Verschenken
in Stille: die Natur ist übraus liebevoll.
Und alles schaut Ralfs Seele voll Empfänglichkeit:
und eine schwere Stimmung will in sie sich senken,
als sei es Fieberatem der Vergänglichkeit.

Einsame Wege sind nun Ralfs vertraut Geleit,
und immer welker wie der Sommer wird sein Wille.

Die Stunden tragen oft umwölkte Müdigkeit;
und hier und dort rührt herbstlich in der Luft ein Ton,
der trägt in seine Seele tiefbewegte Stille.
Der lauscht er gern und schaut die Sommertage sinken
um dunkler Waldung Hang, drin fahle Flecken schon
zu sehen — der Buchweizenäcker weiß und rot
erblühn — und Gipfel gieriger die Sonne trinken
und wie die Abendröte immer tiefer loht.

Und er sagt sich: „Ist nicht alles Sein ein Stranden
von Hoffnungen, die innre Armut sich gebar,
für jeden, dem bestimmt ist einst in sich zu landen?
Und wird nicht alles Wrack und treibt zerfetzt daher,
damit die Seele ihren Hafen wird gewahr? —
Belügt mich nicht mein Wunsch, und was ich wirklich finde
ist eben Wirklichkeit? — Dies Leben lernt sich schwer. —
Wer nimmt, was ist — und findet in sich was er sucht,
ist Sieger erst und ankert wohl bei gutem Winde
sein Wrack noch schimmernd in der eignen Seele Bucht."

So wandert Ralf durch später Sommertage Glanz
mit einer trunknen Seele, die vereinsamt leidet.

Die Ziele seiner Wünsche deckt ein schwerer Kranz
verlorner Hoffnungen, und sein Empfinden ist
zuweilen Wehmut, die in Melodien sich kleidet.
Und manche Weisen in ihm so süß tönend gleiten,
daß seinem Herzen tief beklommen selig ist.
Dann lauscht er still und innig, und es hält sein
Schritt;
und langsam werden lichtvoll die Begebenheiten
an denen vorher schwer noch seine Seele litt.

* * *

Spätsommernacht spannt ihre mondlichtblassen
Flügel
um des ergrauten Bergdorfs tiefe Schlummerruh.
In Schleier eingesponnen schlummern Hang und
Hügel.
Vom Tal herauf dringt leis der Atemzug der Nacht
und treibt verloren uferloser Wölbung zu. —
Und dunkles Rauschen sät die nächtlich fahle Stille
und strömt zum Fenster ein, wo Ralf aufhorchend
wacht:
Tief wunderliche Stimmung flutet durch den Raum,
der daliegt wie ein weiter traumversunkner Wille
wie ein erstarrter großer willenloser Traum.

Des späten Mondes welke Lichtflut lautlos rinnt
durchs offne Fenster weithin in die stille Kammer,
drin Ralf des Daseins wirr Gefäd zu lösen sinnt.

Und schwer und müde zieht die Seele sich zurück,
als schon vom Kirchturm zweimal tief aufschlägt der Hammer.
Da wird er erst gewahr sich selber und den Frieden,
der draußen endlos kauert wie ein stummes Glück.
Und über seine Torheit, die sich nie begnügt,
lächelt er nun und hat sich bald in sich beschieden
und fühlt wie sich sein Innres licht dem Dunkel fügt.

Vom Fenster tritt er sacht und geht in lichtem Staunen
zu Bett. — Im Nebenzimmer schlummern Li und Neld.
Von draußen hört er noch des weiten Raumes Raunen.
Ein bleicher Zackengrat erscheint am Himmel fern,
und näher schimmert kühl ein mondlichtfahles Feld.
Vernächtigt schwer läßt Ralf sich auf die Kissen sinken:
Am Himmelssaum erglänzt noch still und groß ein Stern,
deß Funkeln seiner Seele linden Gleichmut schenkt,
daß mählich Wunsch um Wunsch und das Gefühl versinken,
und eine Sternglanzstimmung kühl in ihn sich senkt.

So flüstert er wie einer, der schon schlummern will:
„Ich dank dir, Li, und allen, die mich nicht verstanden;

so wächst das eigne Sein erst und wird weit und still.
Die Menschen rücken ferner und der Raum rückt nah,
und alles wird Gewinn noch, was uns kommt abhanden."
Und grüßend winkt er noch und schließt zum Schlaf die Lider
und fühlt verschleiert nur: der Sternglanz ist noch da;
des freut er sich und streckt sich wohlig aus zur Ruh
und kehrt von allen ab sich, — äugt verstohlen wieder
hinaus und nickt geschlossnen Augs dem Stern noch zu.

Der Nacht Gebrause und die blasse Mondflut fließen
in seiner Ruh wie Weisen der Unendlichkeit,
die traumartig in seine Seele sich ergießen.
Noch einmal greift sein Blick der Nachtlandschaft Geleucht
verschlafen auf, und seine Seele träumt sich weit.
Die Allmacht draußen kommt ihr näher mit den Weiten
und redet durch die Sommernacht, die kühl und feucht

durchs Fenster dringt. Ralfs Schlummer wirre Bilder mengt:
er fühlt sich der Unendlichkeit entgegengleiten —
und wie die seine Seele liebevoll empfängt.

X.

„Nun ist mir alles — alles neu und licht erstanden,
und kein Verlangen — keine Regung nehm ich wahr
in meiner stillen Seele nach dem letzten Stranden.
Gelegt hat sich die Lust; es klingt ein froher Friede
durch mein Gemüt und schließt der Hoffnung Flügelpaar
und ruht und staunt und trinkt in sich den Glanz der Stunde,
daß jeder Atemzug gestaltet sich zum Liede,
das eine heilige Kraft preist, die es nicht begreift. —
Wie wächst der Blick in Weiten: Fund reiht sich zu Funde,
und alles tief hinein ins Grenzenlose greift. —

Ein wunderliches Fahrzeug ist ein jedes Leben,
viel tausendfach wohl von Gestaltung seine Art, —
und wieder nur ein einfach unentrinnbar Weben
von Lust und Leid: — durch Nacht und Licht ein steter Gang.
Tief abhängig von allem um sich her verharrt
die Seele, bis sie in sich eignen Schimmer findet,
und sehend aufrecht schreitet in dem eignen Klang,
der jede Nacht besternt und Leid beglänzt begeht
und um die trübste Wirrnis lichte Lieder windet
und weit ins Grenzenlose helles Leuchten sät.

Verloren halb und halb enttauchend dunklem Bronnen
die Frage rauscht: Woher? — Wohin es gehen mag? —
Als Antwort lächelt nur die Seele wie versonnen
und rauscht zurück und hebt verträumt ihr Flügelpaar
und flattert schwer und leuchtet in den hellen Tag.
Und schaut die vielen tausend Leben rings gleich Sagen;
und da und dort ragt eines blühend aus der Schar,
wenn irgendwo die Seele sich in Taten fand.
Und aus dem größten Stranden wird das höchste Ragen
auf dieser lichten Erde dunklem Sagenland.

Verstummt ist alles Wissen. Meiner Seele Stille
beginnt und ihr vereinsamt rätselvolles Glück.
Verloren wie ein Blatt im Winde treibt der Wille.
Unsicherheiten steigen wie die Wolken auf,
und das Gewisse zieht sich immer mehr zurück.
Das Leben wird ein Schauen durch Gewölk und Schimmer,
und mehr verweilend flutet der Gefühle Lauf.
Ein weites Sichbescheiden Zweck und Ziel verhängt.
Als einzge Klarheit löst sich los aus dem Geflimmer
der Zustand, wenn der Seele Wesen Form empfängt.

Dann liegt vielleicht enträtselt eine kleine Seite
vom Buch des Lebens, deß endlose Blätterzahl
zu kennen und zu deuten mühsames Geleite
dem stillen Erdengange manches Denkers war.
Doch niemals fiel so klärend der Erkenntnis Strahl,
daß irgendwo im Sein das Dunkel ward behoben. —
So ward das Denken selbst dem Dasein zur Gefahr:
Der Menschengeist verneinte, was ihm dunkel blieb:
Man schuf sich seinen Gott in einem Jenseits droben,
nachdem geboren sein als böses Teil verblieb.

O große Gottheit, die du selbst das Dunkel bist,
das meine Seele erst zutiefst beseelt und weitet,
daß unenträtselbar wie du ihr Wesen ist —
umweh mich stetig! Schirm mit deiner Rätselhand
mein Sein, daß jene Seichtheit niemals in mich gleitet,
der alles faßbar ist und alles wißbar scheint —
die groß am Menschen tut mit Geist, Vernunft, Verstand!
Viel mächtiger ist der Sucht und Triebe dunkles Bauen,
das in der Seele Tiefen Lust und Wehe eint,
bis licht und wellenglättend kommt das große Schauen!“

Die Hände hoch gedehnt auf freiem Almenhange
steht Ralf und trinkt des jungen Tages Strahl in sich
leuchtenden Blicks, verblaßtes Glühn um Stirn und Wange,
und licht und hell ein Feiern um den Mund ihm liegt.
Und eine linde Müdigkeit in ihn sich schlich
ob seines Worts, das der Gefühle Wandrung wob.
Im Strahlenwachstum sich zur Ruh der Wille wiegt.
Und traumhaft schwingt die Seele — läßt sich willig tragen,
bis sich ihr ganzes Wesen höher wob und hob
und mit dem Almhang eins wird — mit ihm formt ein Ragen.

Und machtvoll streift der Sonne blitzendes Gefieder
um Kamm und Grat und Gipfel wie ein güldner Strom
und senkt sich grell und schwer in Spalt und Schluchten nieder.
Und überall weilt der Glanz und weckt ein freudig Regen.
Der Bergwelt weiter Bau gleich einem Riesendom,
des Wände grenzenloser Wölbung Blau erfaßt.
Rings kniet die reife Erde wach vom Sonnensegen.

Ein Hirtenlied erklingt und Hirt und Herde nahn;
und alles überschwemmt der Strom von Glanz und Glast —
und alles trinkt die Strahlenflut und betet an . . .

Andächtig Glühen kommt vom stillen Almenhang,
und in die Seele Ralfs ergießt sich fromm ein Schweigen;
das ist so wunderlich wie weiter Feierklang.
Der Grund erschauert rings beseelt und lichterschwer,
und aus der Seele Ralfs Erinnrungen sich neigen
verklärt und blumenüberwunden, traumgeboren:
Es war ein Frühlingstag von jungen Lichtern schwer
und zitternd lag ein Haus verwebt in Flor und Dunst:
Da hatte seine Seele sich ins Glühn verloren —
„O Li!“ und damals war es das Gebet der Brunst.

Noch höher, inniger wird seiner Hände Dehnen,
Dann sinkt er langsam auf den Almgrund hin
und lächelt wie ein Friedenslied — so sonder Sehnen.
Die Stunde rinnt wie Traum. Die Stille wird Gebet.
Die Mittagslichter ihre Kreise heller ziehn.

Ralf fühlt das Glück der Einsamkeit sich offenbaren
und lauscht den Festen, die der Lichterglanz begeht:
es ist, als bet er; dankbar leuchtet sein Gesicht. —
Doch so verglüht und taumelnd wie mit Li vor
Jahren —
so inbrünstig verloren betete er nicht.

Vergehen — Ein Landen

I.

Manch Sommer schwand. In schlissigem Gewande,
von Nebelflor zerzaust und glanzverwühlt,
ein müder Sänger wandert durch die Lande —
der große Herbst; und jedes Ding, dran rührt
sein Sang, den Atem des Vergehens fühlt.
Und ist sein Spiel so wunderlich versonnen
von letzten Lichtern, daß es Leben schürt
zu neuen Gluten und mit tiefrem Sinn:
wie fiebernd fließen alle Lebensbronnen,
als strebten sterbend sie nach Läutrung hin.

* * *

Ein Rebenhang berauscht sich am Geflimmer,
das Abendsonne ihm verschwendrisch streut;
rotgold gesprenkelt prunkt des Laubes Schimmer.
Und da und dort ein Strauch goldblättrig weht,
als hätt er sich im Sonnenkuß erneut.
Verglänzt umdunkelt hoch die falben Reben
das Grün der Pappeln noch, das ruhig steht,
wie wenn 'nen Traum ein Ding begonnen hat.
Des Herbstes Lied doch läßt die Kronen beben,
und lautlos bricht der Lufthauch manches Blatt.

Ein Hügel dehnt sich festlich bunt gewandet,
der feuchte Schimmer läßt ihn samtner blühn.

Der glühe Strahlenlauf der Sonne strandet
an Wolkenriffen, die den Grat umstehn,
und die nun purpurn in den Abend glühn.
Die müden Weiden und die stillen Hänge
im schweren Lied des Herbstes trunken gehn,
bis langsam tritt der Abend mehr hervor
und leise windet um die Abschiedsfänge
der Lichter seiner Farben dunklen Flor.

Umsäumt vom Ölbaumfrieden eine Halde sinnt
der Flucht der Lichter nach, die höhnwärts eilen,
als fernher einer Glocke Sang beginnt.
Und das Geläute rollt zur Halde her,
um länger in der Dämmrung zu verweilen.
Verblaut und trübe liegt der steinge Grund,
draus Büsche mühsam lohn wie Fackeln schwer.
Und grauer fließt die Dunkelheit hinein:
bald gähnt die Halde finster wie ein Schlund
und spinnt sich immer mehr ins Dunkel ein.

Im Glockenklagen türmt sich das Gedunkel,
das früher Abend auf die Erde warf.
Ein trüb Gewölk verwehrt dem Sterngefunkel
die klare Bahn. Die Höhen drohn empor,
die Luft streicht um die Halde kühl und scharf.
Und eine Wildnis wird der Raum durch Nacht,
drin eben sich ein scheuer Tritt verlor,
der wiederkehrt und stockt und neu sich regt: —
am Saum der Halde rascheln Sträucher sacht,
und etwas Schattenhaftes näher sich bewegt.

Es ist ein Mensch mit sinnverlornem Schritt,
des Seele sich im Glockenton verfangen:
nun trägt sie Chöre ferner Welten mit;
zutiefst doch zittert des Vergehens Hauch,
den rings des Herbstes Sang um sie gehangen.
An einen Ölbaum lehnt im dunklen Schweigen
die Mannsgestalt sich und verdunkelt auch.
Totstille ists. Die Halde wächst sich hoch
im Kranze der Oliven, die sich neigen,
und fernher klagt die Glocke immer noch.

Verstummt ist das Geläute. Wieder gleiten
des Mannes Schritte durch der Halde Traum.
Der Ölbaumhang eröffnet neue Weiten:
Lichtschimmer winkt verstreut herauf und zeigt
ein Städtchen hart an eines Sees Gesaum.
Und Wege führen trüb im Glühlichtschimmer,
darüber ungestaltig sich die Nacht verzweigt.
Bleich lehnt ein Haus am Hang in dunkler Ruh.
Der Wandrer sinnt und sucht der Scheiben Schimmer
und trinkt ihm müde mit den Blicken zu.

Dann eilt er rasch mit lichtbedürftger Seele,
fast flüchtend wie ein Tier, das Angst erlitt,
vor Dunkelheit. Des welken Laubs Geschwele
umspült ihn bis zum Gartentor. Vertraut
lauscht bald des Hauses Flur dem raschen Schritt.

Und als der Stube Licht den Mann umflutet —
ist's Ralf, der dasteht, das Gewand betaut,
die Stirne feucht, die Augen glanzerfüllt,
draus alle Schwermut des Vergehens glutet,
als hätt der Herbst sein Lied in sie gehüllt.

Es fließt in Ralf des Raumes Lichterblühn,
und seiner Seele Schwermut weicht zurück;
zugleich versinkt der Augen trübes Glühn.
Am Tische sitzen Li und Neld im Spiele —
verloren tastet sich in Ralf das Glück
und ringt empor. Und Neldas Schauen hängt
sich zärtlich froh an ihn: da ist's, als fiele
Geleucht auf seiner Stimmung Finsternis.
Und als des Kinds Geplauder ihn umfängt,
ganz das Gewebe seiner Schwermut riß.

Am Tisch gelehnt fühlt Ralf sein Herz sich sonnen,
in seine Augen kehrt ein milder Schein;
es rinnt in ihn der Friede wie ein Bronnen.
Die Stille Lis und Nelds besaitet Wort
schließen ihn bald wie lichte Wände ein.
Doch draußen — weiß er — hallen noch die Weiten
vom schweren Lied des Herbstes fort und fort
und öffnen stöhnend wie in müdem Wind
den finstern Rachen der Unendlichkeiten. —
Den Arm schlingt Ralf nun fester um sein Kind.

II.

Allerseelen. Stimmen dunkler Glocken
klagen durch die traumverhängten Weiten,
wo der späte Tag sich müd erhebt.
Ralf erwacht und lauscht um sich erschrocken,
wie der Klang durchs offne Fenster schwebt.
Und geheimnisvoller Hellen Fluten
draußen durch die Dämmerlande gleiten.
Immer mehr durchbricht das Grau ein Glanz;
plötzlich steht ein kupferfarbnes Gluten
über violettem Höhenkranz.

Tief im glühen Morgenschein verwoben,
noch umnebelt von der Nacht Gewog,
ragen Turm und Dächerheer der Stadt.
Und dahinter lehnt der See gehoben
vom Geleucht, das soviel Seele hat.
Klarer fängt der Himmel an zu blinken,
der das schwanke Glühen in sich sog,
und ein Blauen färbt den bleichen Plan.
Und aus unsichtbarem Borne trinken
Tal und Höhn sich weiten Schimmer an.

Leise nur wie fernes Flügelschwirren
dringt es her beengt von Glockenschlägen,
als die Sonne übern Felskamm fließt:
in die Weiten tausend Strahlen irren —
tausend Flammen jeder Strahl ausgießt.

Ganz berauscht vor Glück und bar der Sinne
dehnt der Herbsttag sich der Flut entgegen
wie ein Bettler, der vor Schätzen steht:
Langsam wird er erst der Gaben inne,
wie die Seele, die ein Fest begeht.

So im Schaun nimmt Ralf das Sonnenwogen
trunken wie der Herbsttag in sich auf, —
greift sich dann in sein gelichtet Haar,
sieht im Spiegel Stirn und Wang durchzogen
tief von Furchen und der Falten Schar.
Und den Herbsttag nun in sich begreifend
schaut er wehvoll zu der Sonne auf
wie ein Tier, das seine Kraft verlor.
Zugleich hallt verbangt und tiefergreifend
noch der Totenglocke dumpfer Chor.

Aber draußen liegt wie Gold gebreitet
hehrer Sonne strahlend Wogenfeld.
Hoch aufatmet Ralf aus tiefer Brust,
und er fühlt, wie in die Seele gleitet
neue andachtvolle Lebenslust.
Glanzverschleiert ruft er seinem Kinde.
Jubel spornt herbei die kleine Nelo.
Blätter wehn wie goldne Spreu vorm Haus,
lind berührt vom herben Sonnenwinde. —
Sonnig geht es in den Tag hinaus.

Hingeduckt am bleichen Ölbaumhaine
regt ein Friedhof sich aus Ruh und Traum
langsam in der Sonne Lichterschwall.
Morsch Gemäuer schließt um Kreuz und Steine
einen müden kümmerlichen Wall.
Und ein Kreuz ragt hoch ergraut im Frieden,
der die niedren Hügel schirmt im Raum.
Nah dahinter starrt ein düstrer Bau:
stille Gräberblumen ihn umfrieden,
oben hält ein Engel Totenschau.

Lauschig führt ein Weg zum Friedhofgitter,
drauf die Sonne gleich 'ner Goldflut liegt.
Sanft geschüttelt von des Frühwinds Lauf
spielt am Hang des Ölbaumlaubs Gezitter.
Ralf und Neld am Wege horchen auf:
Und sie schaun vor sich den Gottesacker,
der voll Blumen wie ein Garten liegt.
Hügel taut an Hügel bunt bekränzt,
und der Kränze wehmütig Geflacker
Sonnensegen liebevoll beglänzt.

Neld weist jubelnd auf die Blumenstätte,
Ralf mahnt mild: „Die Toten schlafen dort!"
Flehend hastet Neld: „Ich will es sehn!"
Und sie drängt Ralf nach der Totenstätte;
Beide sinnend bald vor Gräbern stehn.
In des Raumes weite Lichtgewalten

sich der Duft von Grab und Blumen bohrt.
Dumpfe Laute durch die Stätte ziehn:
leise seufzen da und dort Gestalten,
die vor frischen Hügeln betend knien.

Ralf umringt des Kindes reg Geplauder,
das in Fragen alle Dinge hüllt;
auf die vielen Gräber weist es hin
wie auf Spielzeug ohne Scheu und Schauder
und kein Bangen pocht an seinen Sinn.
Machtvoll fühlt Ralf, wie das eigne Leben
so des Kindes Seele ganz erfüllt,
daß es ihm die lichte Macht verschafft:
rings die Dinge in sich zu verweben
zum Gespiel der eignen Lebenskraft.

Und er schweift mit neuerblühten Sinnen
über die bekränzten Hügel hin.
Bleich erglänzt der Engel ob der Halle
mahnend, daß einst fallen Stein und Linnen
von den Toten beim Posaunenschalle. —
Ralf legt seine um des Kindes Hand.
Leuchtend gehn sie zwischen Gräbern hin,
und er fühlt sich Kind im ewgen Werden —
aller Lehren Lasten abgewandt
zu den Dingen auferstehn auf Erden.

III.

Es ruht ein dunkler See in bleicher Steinkarwiege,
die ihm der Wildnis rauhe Hand erbaut;
der schweigt und blickt um sich so dunkelschwer, als liege
ihm auf dem Herzen ein verborgnes Weh.
In dieser Wildnis weilt die Einsamkeit vertraut
und spielt am Seestrand sich mit Wind und Licht.
Zuweilen schleicht sich dann die Schwermut fort vom See
und mild verklärt ein Schimmer sein Gesicht.

Und wuchtig ragen rings die bleichen Felsenhänge
von Runst und tiefen Rissen rauh durchfurcht,
dazwischen krallen Büsche sich in wilder Menge.
Steinblöcke springen vor schreckhaft gestaltet
gleich drohenden Unholden und erregen Furcht.
Es geht gen Abend schon, die Lichter fliehn,
schwarzblau ein Schattenwogen um den Seestrand waltet,
hoch führt ein Pfad noch in der Sonne hin.

Ralf steht mit Neid dort oben wie in Schaun versunken,
vor ihm wogt eines Wiesenhanges Grün
so leuchtend warm und weich und sonnentrunken
und wunderbar ins Steinkar eingefügt.

Verstreute Büsche drauf wie kleine Flammen sprühn.
So senkt der Hang hinab sich nah zum Strand.
Des Sees Spiegel Schatten schwer zu Schatten fügt,
drin heller nur erglänzt der Himmelsrand.

Des Herbstes trunkne Seele hüllt sich in die Farben,
die rings die Wildnis abendlich durchglühn.
Die vielen Büsche bluten auf gleich offnen Narben,
die sich der Herbst im Kampf ums Sein erwühlt —
wie stumme Schreie, die sich durchs Verscheiden
mühn.
Und samtner tönt der Grund so weh beglückt
und tief verbangt zugleich, als ob er dunkel fühlt,
daß etwas Großes machtvoll näher rückt.

Als Ralf so dasteht schweigend in die Landschaft
sehend,
fühlt Neld in sich seine Verlorenheit
und ängstigt sich und ruft: „Papa! Papa!“ wie
flehend,
verworren neigt sich Ralf dem Kinde zu,
als hätte er zu *sich* sich zu besinnen weit.
Dann spricht er schwer und flüchtig noch wie ferne
und sammelt sich und kommt zu Innigkeit und Ruh
im Zurufen der Kinderaugensterne.

So geht sein Wort zu Neld: „Ich war jetzt wie der
Hang —

ganz aufgegangen in des Rasens Glänzen —
wie auf der Wiese lief in mir der Glanz entlang.
Wenn man so ganz von sich hat abgelassen,
mein Kind, dann kennt man im Empfinden keine Grenzen:
Es wogt so hin und her und träufelt Glück
und tut so endlos weit — man kann es nicht erfassen —
und weiß es erst, kehrt man zu sich zurück."

Hier schweigt er und fährt fort: „Aus solchem Zustand schöpf
(mehr aufrecht geht das Wort und wird bestimmter)
ich Kraft. Der Mensch, das unverläßlichste Geschöpf,
tritt dann zurück von meinem nächsten Kreise,
und in der Dinge wachen Nachbarschaft verschwimmt er,
und mit ihm der Geruch der langen Haft
die ihm beschied der eignen Einsicht enge Weise. —
Dann lebst du einzig deiner Seele Kraft.

Dann kannst du alles sein, was immer ist in dir —
ein jedes Ding um dich versteht dein Drängen
viel besser als der Mensch in seiner Sitte Zier.
Und Zuflucht kannst du bei den Dingen finden
für alle die Gefühle, die dein Herz bedrängen.

Und niemand ist um dich, der dich belügt;
kein Ding denkt jemals eine Satzung zu erfinden,
die eine Kraft um ihren Wert betrügt!

Doch Kind — was red ich! In dir gehn die Dinge
um
noch ungetrübt. Du könntest mich belehren —
ich bin der Dinge und der Kinder Publikum!
O sieh nur, Neld! Die Dinge reden auf —
sieh nur, wie Hang und Höhn sich schimmernd zu
uns kehren
und finstre Schatten aus dem Tal uns drohn —
wie rings die Lichterflucht uns zutrinkt noch im
Lauf —
die Büsche im Verdämmern liebend lohn!"

Und Ralf winkt allem zu mit dankverbebten Händen
und nimmt sein Kind an sich und eilt hinab.
Und Grat und Gipfel fern erglühn in letzten
Bränden.
Die Schritte knistern durch die Einsamkeiten,
und unten rauschend gähnt des Tales Lichtergrab.
Bald ist ein Dorf erreicht und Weg und Licht.
Und zwischen Bergen träumen nachtbeglänzte
Weiten,
dran eine Stadt im Glühlichtschein sich flicht.

IV.

Mühsam hebt der Tag sich aus dem Nebelbrauen,
und betritt der Talung bleichen Plan,
müde breitet er sich aus um Hang und Auen.
Im Verweilen will aus Wolkenscharen
sein gealtert Antlitz noch ein Glanz umfahn.
Stille quillt der Glanz und wächst sich groß,
und die vielen Dinge, die erstarrt schon waren,
ringen sich aus der Erstarrung los.

Flüchtiges Genießen eines Sonnenblickes,
den der greise Tag verträumt verschenkt: —
nur ein Aufschub — keine Abwehr des Geschickes,
das die müden Weiten rings umschleicht
und geheim bereits in jedes Ding sich senkt.
Weithin eine Stille sich verfing;
nur zuweilen noch ein Blatt zur Erde streicht,
das verschrumpft im kahlen Astwerk hing.

Einsam wandert Ralf durch eines Tales Schweigen,
drin von fern sich Glockenläuten mischt.
Es ist Sonntag. Auf umflortem Hange zeigen
sich bald Dorf und Kirchturm, drauf des Tages
müdes Leuchten wechselnd aufflammt und erlischt.
Ralf horcht hin: Auf sein Gefühl gewinnt
immer mehr an Einfluß etwas Müdes, Zages,
das aus Klang und Lichtern in ihn rinnt.

Und so kommt er nah der Kirche. Kahle Bäume
säumen rings den Platz. Das fromme Spiel
einer Orgel drängt sich in die welken Räume.
Lauschend steht Ralf; seine Seele fühlt
wie der Kindheit Schimmer plötzlich auf sie fiel.
Ihn befällt geheim süßwehes Schauern,
wie die sanfte Klangflut in ihm wühlt und wühlt.
Näher zieht es Ralf den Kirchenmauern.

Offen lehnt die Pforte. In die Orgelklänge
mischt sich weit und brausend ein Choral.
Kopf an Kopf gedrängt erblickt nun Ralf die Menge
und vor sich die Weiten müd und bleich,
die zuweilen strahlend streift ein Sonnenstrahl.
Und da fühlt er sich als Weite wieder,
hebt den Kopf und flüsternd wehrt sein Wort und
weich:
„Fremde Menschen haben fremde Lieder!“

Und er dehnt die Arme und begräbt sein Lauschen,
zu den Weiten kehrt sein Schaun zurück;
über ihn hinweg Choral und Orgel rauschen.
Klar verspürt er und zutiefst bewegt:
fern der Menge geht sein Leben und sein Glück.
Und es zieht ihn von der Kirche fort. —
Wie ein Windhauch flatternd sich um Küsten legt,
um die Lippen zittert ihm das Wort:

„Niemals war ich, wo die lauten Vielen waren,
tiefer geht mir die Gemeinsamkeit:
alle Dinge sie am Grund mir offenbaren.
Und sie tragen alle eine Welt
in das stille Leben meiner Einsamkeit!"
Dankbar fühlt Ralf, wie es wärmt im Herzen.
Sein verglühter Blick den bleichen Hang umstellt,
drauf verfalbte Büsche lohn wie Kerzen.

* * *

Aller Glanz ist wieder auf den Höhn vergangen.
Immer trüber starrt um Ralf das Land.
Auf zerfetztem Buschwerk bleibt der Blick ihm hangen:
finster sieht er alles Laub verwehn,
rauh geknickt von des Vergehens starrer Hand.
Und er merkt: nichts wehklagt seine Not —
still stirbt jedes Ding und zeigt noch im Vergehn:
niemand hilft dir, weder Mensch noch Gott!

Da erfaßt ihn rauher fröstelnder Genuß
und er reckt sich hoch und lächelt wild,
fühlend, wie sich alles selbst erleben muß.
Und der Abend legt um ihn sein Dunkel
und wirft Schatten auf das dämmernde Gefild.
Starre Bäume wachsen riesengroß,
nur wo Menschen wohnen gräbt sich müd Gefunkel,
sonst liegt alles grau und grenzenlos.

Aus dem Dunkel langt in Ralf die Seele stille
nach vergangner Stunden lichtern Schein.
Es gesellt sich zu ihr schüchtern bald der Wille,
und so wachsen beide wie ein Träumen
in die grauen Dunkelheiten tief hinein.
Ralf wird milder bei dem stillen Licht:
es ergießt sich schläfernd in ihn aus den Räumen —
wie ein Traumbild schaut er ein Gesicht:

Das Gastmahl des Herbstes.

Von allen Dingen streift ein fremdes Wehn
von Atemzügen, das von weither quillt,
die Frische und die Lust und macht sie stiller;
sie fühlen sich gedrängt in sich zu gehen
vom fremden Hauch, der ihre Seelen schwillt.
Und zaghaft lauschen sie, dann geht ein Bangen
durch ihre Körper und sie atmen schwer,
die Stimmen werden unsicher und schriller;
erst langsam fällt von ihnen dumpfes Hangen
und sie ergreift ein Glühen mehr und mehr.

Es ist ein Lebensfieber, das in allen Seelen
der Dinge wie ein Brand ausbricht und sprüht;
und jedes Ding will seine Kraft ausgeben
in Funken, die sich nach Erfassen quälen,
und jed Erfassen aufzulohn sich müht.

Und auf das Lohn der vielen Seelenflammen
weht immerfort das Grenzenlose ein
gleich schwerem Atem ungezählter Leben,
die sich in grauem Schweigen tun zusammen
und dennoch alle Dinge überschrein.

Es ist der Herbst in des Vergehens Armen,
der sich um Weiten schlingt und jedes Ding
und alles schweigend sich zu Gaste läd, —
und alles läßt er insgeheim erwarmen,
das seinen kühlen Händedruck empfing.
Von herben Höhen senkt sein Schritt sich nieder
zu Tal und Schluchten, die er bunt behängt
und ausgestaltet sich zum Saal und sät
noch falbe Töne rings wie müde Lieder,
in die er Wehmut und Erinnrung mengt.

Und tiefer dringt sein Wesen in die Dinge
die lauschend und verworren ihn umstehn.
Dann breitet er sich herrschend aus im Schauen,
ob nichts sich ihm zu wehren unterfinge
und alle seinem Schweigen unterstehn.
Und fängt zu flüstern an, und seine Rede
verspüren alle tief, die um ihn sind.
Der müde Ton legt sich wie ein Betauen
um sie, das wie ein wunderlich Gefäde
sich ganz hinein in ihre Seelen spinnt.

Und wieder gleicht sein Reden einem Strahle
der zu den Dingen sich in Lust gesellt,
daß ihre Seelen öffnen sich und leuchten: —
so ragen sie wie glänzende Pokale
mit glühendem Gefühl für diese Welt.
Von oben träuft ein Blauen in den Becher,
das offen hält der Seelen Überschwang.
Die Luft des Herbstes Atemzüge feuchten.
Und jede Seele scheint ein trunkner Zecher,
der ahnend feiert seinen Untergang.

* * *

Durch des Gelages lichterlautes Weben
des Herbstes Stimme festlich klangvoll rauscht
und zügelt rings der Dinge Überschäumen.
Es waltet bald ein rauschendes Bestreben
in seines Saales ausgedehnten Räumen.
Und wärmer fliegt sein Wort, wie wenn ein Vater
mit seinen Kindern traulich Zwiesprach tauscht —
und kündet klar: „Dem Lichttrunk wehr ich nicht.
Mir selbst ist einzig nur das Licht Berater,
das ewig sich um diese Erde flicht.

Doch wenn ich komme schwinden schon die Kräfte
des Lichtes, nur sein Blick noch tiefer glüht;
der schafft in Euch die Seelen viel bewegter,

indes euch müder rinnt der Fluß der Säfte
und schon ein Abschiedsahnen euch erblüht.
O zagt nicht drum, ihr Bäume und ihr Auen,
ihr Blumen, Halme, Hang, die ihr still trinkt —
o trinkt das Leben umso unentwegter,
trinkt zu vom Grat her das versonnte Blauen,
trinkt alles auf, was euch an Lichtern winkt!

Bleibt aufrecht vor der Schwermut düstren Weisen,
wenn ein Verdämmern in euch um sich greift:
ich bin in euch und teile eur Geschick! —
In meinem Zeichen wächst man sich zum Weisen
und lebt in Dankbarkeit dem Augenblick.
Und wehrt euch nicht, wenn bleiche Mächte siegen,
wohin auch immer euer Schauen schweift;
laßt sonder Kleinmut sie an euch heran!
Zu unsrer Art gehört das Unterliegen
als Merkmal, daß wir Größrem untertan.

Hört nur! Mein eignes Wesen fällt zerstörend
auf euer Sein." (Des Herbstes Haupt sich senkt)
„und windet euch den Lichttrunk aus den Händen,
all eure Klagen völlig überhörend
von einer dunklen Übermacht gelenkt.
Nicht zaghaft, hört!" — (er spricht's mit rauher
Geste,

als fühlt er schon das nahende Geschehn;
der Blick ringt mühsam noch in letzten Bränden.)
„Trinkt unverzagt die letzten Lichterreste —
auch das Vergehn ist ein Vorübergehn!“

Hier rankt sich um das Reden ein Bedrängen,
das irgendwo im Zeitenlauf entspringt;
es kämpft das Wort und will sich weiter tragen
und findet nicht mehr Kraft sich durchzudrängen
im nebligen Gewog von Nacht und Tagen.
Der Blick des Herbstes sucht versprengtes Leuchten,
das noch herüber als Erinnrung klingt;
dann welkt er sichtlich, altert und ergraut —
die müden Augen scheinen sich zu feuchten,
als er des Saales Glanz verdämmern schaut. — —

* * *

Es blüht ein scheues Schweigen auf im Saale,
das jedes Ding mit fremdem Weh erfüllt.
Zurückgesunken lehnt der Herbst im Raum;
und fern verscheucht aus einem grauen Tale
sein rauher Odem einen zarten Traum.
Und frierend knäult ein Hang sich fest zusammen,
und fröstelt wie von leisem Graun erfüllt.
Der Blätterfall der Bäume Form verwischt;
nur Lärchen stehn empor wie steile Flammen,
drin sich die Stille eines Sterbens mischt.

Den weiten Talplan überkommt ein Schauern,
so herbe streift ein Lufthauch drüber hin.
In bleichen Pappeln rauscht es klagend auf.
Buschwerk und Strauch sich ängstlich niederkauern
und starren zitternd in das Blätterfliehn.
Und weiter webt des rauhen Odems Walten
in alle Dinge düstre Töne ein.
Die Blätterleichen türmen sich zuhauf.
Die Dinge gleichen drohenden Gestalten
im fahlen, immer trübren Lichterschein. — — —

Und Nebel überziehn des Tales Flanken,
um Schlucht und Halden droht die Wolkenwand,
die wie ein Riesentier im Raume kriecht
und überdunkelt jeden Lichtgedanken,
den mühsam sich der Dinge Seele flicht.
Und stille wird es weithin. In den Dingen
verkriecht die Seele sich. Des Herbstes Hand
erstarrt und läßt von allem langsam los.
Die Wiesen schlafen. Baumgerippe schwingen
bleiern. Ein Weingut friert und zittert bloß.

Zwei Trauerweiden wie ein Lied sich heben
noch hoch in ihrer grünen Flechtenzier,
die um die liebgedehnten Glieder fließt.
Ein Windhauch läßt sie bis ins Mark erbeben,
sie krümmen sich wie ein verwundet Tier.

Und als der Herbsthauch sie befällt wie Hiebe,
der Raum verödet starrt, und wie ein Grab
ein Nebelbraun die Weiten dumpf umschließt,
lassen sie erst von ihrer Lebensliebe
und werfen ruckweis ihre Flechten ab.

Dann müht sich schwer aus bleichen Nebelungen
verdehnter Astung dunkler Gliederbau.
Fast schreckhaft ragt der starren Formen Wucht
und zeigt die tiefe Kraft, die hier gerungen,
bis sie erlahmte in des Lebens Flucht.
An alle Dinge nun ein Grauen tastet
und formt den Raum zur ödebangen Au.
Wo einst der Herbst sich sammelte zum Mahl,
sich nun sein Atem mühsam überhastet
und sein Verröcheln hallt noch durch den Saal.

Es wächst die Stille. Wie ein finstrer Schleicher
drückt sich das Grenzenlose durch den Raum.
Unheimlich stehn der Bäume fahl Skelette.
Noch immer stiller wird es — immer bleicher,
als wenn der Atem stille stünd im Raum.
Ein toter Held entsinkt der Herbst den Händen
erstarrten Seins und wühlt sich noch sein Bette
mit seiner Schwere in den Gründen aus; —
und sinkt und wühlt mit seinen toten Händen.
Und drüber streckt sich das Vergehen aus.

V.

Winter rings. Die trieberstarrten Fluren schlafen
tief in Schnee gehüllt. Vereinsamt raunt der Raum;
Stille und Geräusche tun darin verschlafen.
Mühsam hebt ein Dorf sich aus der Schneegewan-
dung
wie aus schwerem Schlaf ein müder Traum.
Eine weiße Haube trägt ein jedes Haus.
Von des stillen Raumes schneeverhängter Wan-
dung
geht ein geisterhaftes Leuchten aus.

Winter rings. Es schleicht sich in das starre Raunen
manchmal zager Schellen Sang, der wieder flieht.
Gierig hascht die Seele und mit warmem Staunen
nach den Lauten, um dann wie ein Fest zu schauen,
wie ein Schlitten durch den Schneeweg zieht.
Längst verklungen bleibt das Klingen noch zurück,
und ergriffen folgend schneeverwehten Auen
regt sich in der Seele noch ein Glück.

Winter rings. Ein Hang ist wie ein weißer Flügel,
der gleich Gräbersteinen Grüfte überdacht.
Silberhaarig wehn die Berge und die Hügel.
Ernst und dunkeläugig starrt der Tann und hält
sich
wie ein Recke, der an Gräbern wacht.

Und es drückt auf alles eine greise Hand
wie ein starres Rätsel, und es bleicht und stellt sich
endlos zwischen Himmel hin und Land.

Unweit, wo gereiht des Bergdorfs Häuser liegen
stapft Ralf still und sinnend auf dem Schneeweg hin.
Rings die Räume bleiche Einsamkeiten wiegen;
und es raschelt immer, wenn des Windes Schwingen
Schneestaub von den starren Bäumen ziehn.
Der vergreiste Anblick einer Lärche läßt
tief in Ralfs Gemüt ein trübes Lied erklingen,
und er sagt sich müde und gepreßt:

„Wie des Baumes Kraft wird deine auch vergehen
und dein Aussehn wird so grau und so vergreist —
und des Winters Odem wird dich starr um-
wehen; —
und dem Baume gleich wirst hilflos du verspüren,
wie die Erde unter dir vereist!“
Fröstelnd hält Ralf inne. Kalt und feierlich
rings des Schneefelds Atemzüge ihn berühren,
und er fühlt den Winter tief in sich.

Eine Weile steht er starr und fühlt sich kauernd
wie ein nackter Baum, in den die Kälte rinnt.
Dann bewegt er sich und sieht zur Lärche lauernd:
jedes Glied der Astung hängt so willig nieder,
daß nicht eine Klage Raum gewinnt.

Alles beugt sich still dem Willen, der da schafft,
und die Willigkeit verwindet alles wieder —
jeder Zustand gräbt sich seine Kraft.

Und vor Ralf ersteht der Baum als hehrer Riese,
der ganz aufgegangen in sein Erdenlos;
und es ist, als ob der Baum in ihn ergieße
eine Macht, vor der sich beugen Wunsch und Wollen
einen Frieden hart und grenzenlos.
Die Erkenntnis wird in Ralf zugleich entfacht:
es verliert sich ganz der Menschen Lust und Grollen
an den Gleichmut einer stätgen Macht.

Und da weiß er in sich einzig auch das Leben
und die Tat und alles, was gebiert und stirbt, —
aller Atmung Hast und ruhvoll heitres Weben
und sonst alles, was noch Gottschaft in ihm kündet
was für Gott noch in und an ihm wirbt.
Und das große Dunkel, das sich niemals klärt, —
wie es von ihm ausgeht, strahlt und in ihn mündet:
Sieghaft schaut Ralf und wie gottbewehrt.

* * *

Schon beginnt des Tages Leuchtkraft zu verblassen,
starre Höhn bestreut der Sonne flüchtend Glühn,
bis auch sie umwehen bleiche Schattenmassen.
Die verschneiten Gründe strahlen fahle Helle
und die Höhen ein erloschnes Sprühn.

Im Gewühl der Schleier, die ihn überziehn
ragt der Baum verschwommner an des Hanges
Schwelle,
und verschwiegner wird es noch um ihn.

Bald ist überall der Abend angebrochen,
und die Baumformen verströhn sich mehr und mehr.
Dämmerungen kommen rings herangekrochen.
Auf der Talung weiten schneelichtblassen Gründen
wogt die Waldung wie ein schwarzes Heer.
Kinderstimmen dringen in die weiße Ruh.
Hinter stillen Scheiben Lichter sich entzünden.
Friedvoll schreitet Ralf dem Bergdorf zu.

VI.

Des Winters rauhe Seele drückt auf Berg und Tale
und träufelt überall hin ihr hartes blasses Licht.
Oft sprüht ein Schneefeld auf bespült vom flüchtgen Strahle
der Sonne, die sich durch den bleichen Himmel müht.
Und wenn sich da und dort ein Blau durchbricht,
so sieht es rings erstaunt das schneeige Gefild,
das Fels und Spalt und Hang und Halden überblüht
und alles formt zu seltsam starrem Bild.

Ralf streift die kurzen Tagstunden durch bleiche Weiten
und hält zuweilen stehend Überschau und Rast
und fühlt das Winterliche müder in sich gleiten.
Oft starrt er vor sich hin verfinstert und vergrämt
vom Wehhauch der Verlassenheit erfaßt.
Dann scheint ein allzu mühsam Ringen ihm nach Brot
das Leben; seine Seele aufbegehrt und lärmt:
Das Wahrhafte und Starke bringt nur Not!

In trübe Sphären schweift und untertaucht sein Sinnen
Das Schneeland glänzt so fahl und liegt so unbewegt

und starr und düster schweigsam wie ein Leichenlinnen.
Vom Wald her rauscht es dumpf wie schlaffer Flügelschwung:
ein Rabe hungrig übers Schneefeld fegt.
Da haust in Ralf der Schwermut lichtverlorner Trott,
daß leer er dasteht wie nach einer Plünderung
zutiefst beherrscht von einem düstren Gott.

Und rauher treibt's ihn durch die schneeverwehten Wege,
nach Leben hebt sich sein verwürgter Ruf im Lauf, —
so bricht er wie ein wundes Wild durch Schneegehege
und lauscht — und wenn ein Axtschlag durch die Waldung hallt,
dann steht er lächelnd still und atmet auf.
Und die Verlassenheit läßt wieder von ihm ab
und weicht der Regung einer sanfteren Gewalt. —
So steigt Ralf still und müd zum Bergdorf ab.

* * *

's ist Abend schon. Des Dorfes Wirtshausstube zeigt sich
von trübem Lampenlichte dürftiglich erhellt.
Verschattet halb im Winkel hockt ein Weib und neigt sich.

über ein Kind, das satt und schwer der Brust
entsinkt.
Und um den großen dunklen Holztisch hält
noch eine Kinderschar, die groß nach Ralf hin
schaut,
der froh am selben Tische sitzt und plaudernd trinkt
und mit den Kindern teilt sein Mahl vertraut.

Und später treten noch in den geringen Kreis
der Lehrer und der Wirt; der erstre schmal und
bleich,
ein Mensch, der von der Not am eignen Leibe weiß.
Dann wird im Tatentausch des Worts die trübe
Stube
den schlichten Menschen wie ein lichtes Reich.
Rasch rinnt die Stunde hin. Die Wanduhr lauter
tickt.
Schlafschwer äugt auf dem Schoß des Wirts sein
jüngster Bube.
Die Mutter überm Kind ist eingenickt.

Sich so ermüdet wiegend zwischen Wort und
Schweigen
taucht mehr und mehr der Raum in dumpfe
Schläfrigkeit,
als draußen durch die Nacht auf einmal Lieder
steigen.

Noch mehr verstummt das Wort und jeder horcht hinaus.
Und draußen durch die Nacht entrollt sich breit
ein Chor sonorer Stimmen, die ein Glück bewegt.
Den Schneeweg zieht der Sang daher zu Dorf und Haus
und immer lauter, froher er sich regt.

Da weicht die Schläfrigkeit im Raum. Zum Fenster hin
drängt jeder. Mit der Nachtluft fließt nun klar der Sang
herein, den draußen ausströmt im Vorüberziehn
die Menschenschar. Beglückt die bunten Stimmen klingen.
Und Ralf erfährt: den Männern ist's Empfang,
die eben aus der Fremde Frohne heimgekehrt
zu Weib und Braut; wie diese weit entgegengingen,
daß rascher sie das Glück beschert.

Und weiter geht der Sang durchs Dorf und senkt sich nieder
zur stillen Talung, wo die letzten Häuser stehn.
Und immer schwächer, ferner schwebt der Chor der Lieder.
Und wieder träumt die Nacht auf schneeerhelltem Land
und härter rauscht ihr dunkles Flügelwehn.

Den starren Zug der Berge überspült ein Licht
und Sterne funkeln. Aus zerfetzter Wolkenwand
goldgrün die junge Mondessichel bricht.

Der Nachtglanz rinnt durchs Fenster in Ralfs kalte
Kammer.
Im Mondlicht draußen ragt das Schneeland wie
ein Traum.
Und viele dunkle Schläge tut der Turmuhrhammer
der nahen Kirche. Traumhaft hört Ralf noch das
Singen
der Heimgekehrten — und es hellt den Raum.
Vor ihm ersteht das schlichte Glück, das sie errafft
sich selbst: der Weiber Treu — der Männer hartes
Ringen —
und alles scheint ihm groß und heldenhaft.

VII.

Es glänzt ein reges Glück durch nachtverblaute Stunden,
das trägt ein Glockensingen durch das Tal.
Die Weiten stehn von Dunkelheit umwunden.
Am Berghang lehnt ein Städtchen froh erhellt,
aus manchen Hauses Fenster sprüht es Strahl um Strahl.
Von Kerzenschein umrankt in frohem Raum
steht Ralf mit Neld und Li, sein Antlitz hellt
des Kindes Jubel vor dem Weihnachtsbaum.

Und Licht um Licht am Baum ist wie ein Lied vergangen,
die Stube träumt im Glühlichtlampenschein;
Nelds Augen hält der Sandmann schon umfangen.
Li bringt das Kind zu Bett. Vereinsamt lauscht
der Raum. Von draußen strömt das Mondlicht still herein.
Da zieht es Ralf hinaus. — Und durch die Nacht
Erinnrung an die Stunde weihvoll rauscht,
die soviel Liebe dieser Welt gebracht. . .

Und still das bleiche Land durchstreifend gräbt Ralfs Sinnen
legendenhaft die Kunde aus der Nacht,
als Glocken laut zu singen neu beginnen.

Es stockt der Schritt und weithin wie verloren
lauscht Ralf dem dunklen Glockenlied der Mitternacht.
Und seine Seele träumt bewegt und schaut
die Jungfrau, die den Heiland sich geboren; —
und sein Empfinden Andacht übertaut.

Und Einsamkeit und Nacht um ihn die Hände legen;
er fühlt, die Seele gehen im Geleit
der Glockenstimmen, die um ihn sich regen.
Und hell es wie Erleuchtung ihn erfüllt:
es ist das Kind, das Magd und Mutter benedeit.
Der Jungfrau Liebe erntet ihren Lohn.
Das Bild von Bethlehem sich Ralf enthüllt:
das Kind der Jungfrau wird zu Gottes Sohn.

Ergriffen staunt er in die Nacht empor, die helle
von Mondlicht triefend, Tal und Höhn umspült.
Den Raum durchpulst des Lebens dunkle Welle
geheimnisvoll und zeit- und grenzenlos
von Liebe wie von fernem Schimmer tief durchwühlt.
Und „Liebe" rauscht es auf. Vor jedem Tun
sieht Ralf die Liebe stehen wach und groß,
als ob die Leben alle in ihr ruhn.

Da wird er still und willenlos und läßt sich leiten,
und mit der Glockenklangflut zieht er mit
und träumt sich tief hinein in Wunderweiten.
Und weiß er wo ein Mädchen, das gebar,
so stockt und kniet in Scheu sein wundermüder
Schritt.
Es ist, als säh ein Glänzen er von fern,
das macht die Tat so tief und wunderbar
und hält darob wie ob dem Stall der Stern.

* * *

Es blüht der Morgen auf ob dem erstaunten Tale
vom Dämmerhauch noch wie ein Traum gewiegt.
Es ist, als ob der Berge Rund erstrahle
so selig scheu und rätselhaft verbebt
von einem fernen Glanz, der noch verborgen liegt.
Und machtvoll schwillt das Blühn. Und Fern und
Näh
erschauern im Geleucht, das tief verwebt
den Gluthauch in der Gipfelstirnen Schnee.

Dann ruht das Blühen aus. Der Himmelsweiten
Wogen
umfluten hell der Schroffen Zackenbau.
Dann quillt ein Glanz auf und baut einen Bogen
zum Rund der Berge und behängt mit Gold

Gewänd und Gipfelgrat und färbt den Himmel blau.
Und tiefer wogt zur Talung wie im Lauf
die Strahlenflut und scheint ein Strom von Gold, —
dann nimmt ein Sonnenwallen alles auf.

Durch glanzversprühte Scheiben dringt das Sonnenwogen
und greift in eines Menschen müd Gemüt.
Wie von der Macht des Lichtes fortgezogen
tritt Ralf hinaus und sieht das Tal vor sich,
das in der Lichtflut bräutlich bebt und auferblüht.
Und als von übrall her Geläut beginnt
ist's wie ein Hochzeitchor so feierlich
und tränkt die Weiten rings. Ralfs Seele sinnt:

Wie ist die Zeit voll Wunder. — Glockensang und Helle
durchfluten alle Räume. Wieder wächst
der Tag. Doch dunkel bleibt des Lichtes Quelle. —
Andächtig steht Ralf wie in Schaun verloren
und fühlt, wie es in ihm zutiefst nach Klärung lechzt.
Und plötzlich leuchtet sein verwacht Gesicht
und er frohlockt: „Der Heiland ist geboren:
zur Welt kommt neu das Licht! — kommt neu das Licht!

VIII.

Winters Mitte. Eine Reih' von klaren Tagen
ſtreift in goldner Wehr um Höhn und Ried,
hat ihr Zelt im Tale aufgeſchlagen.
Jede Stunde trägt verwegnes Glück,
und die ganze Zeit iſt wie ein Heldenlied. —
Jeden Abend ſtirbt die Lichterflut
und ein Gipfelblinken bleibt zurück,
das verwegner als am Tage tut.

So ein Abend heldenhaft mit harten Schwingen
wieder an des Tages Neige ſteht.
Faſt erdrückt ſchleicht fern ein Glockenſchwingen.
Ein Aufflammen wie der Trotz Verliebter
von den ſchneeverwehten Gipfeln niedergeht.
Liedhaft ſchreitet Ralf nach Haus,
ſo durchtönt — denn dieſe Stunden liebt er —
innig; — ſeine Seele ſinnt ſich aus:

Hat das lichte Leben in mir nicht die Seele
wie das Sonnenlicht den Tag entfacht? —
Lebt in meinem Tun nicht meine Seele? —
Und vielleicht nach meinem Lebenstage
wächſt es erſt dem Gipfelblinken gleich in Nacht? —
Ralf durchweht ein ſchimmernder Genuß:
ihm iſt, wie wenn mit den Höhn er rage
in der Wölbung bleichen Dämmerfluß.

Und dann kommt er heim: verloren und wie trunken
von Erlebnissen und Sang in sich.
Draußen ist das letzte Glühn versunken.
Durch die Stube rinnt der sanfte Schimmer
einer Lampe, der ihm wohltut innerlich.
In der Ecke ragt der Christbaum noch
dürftiger und still in Zier und Flimmer.
Und in Ralf kommt das Empfinden hoch:

Wenn in ihm jetzt jene bleiche Macht aufstände,
und sie zwänge ihn mit sich zu gehn,
und noch all sein Tun in ihm sich fände —
o er ließ wohl manches heller scheinen,
aber kein Geschehen macht er ungeschehn!
Alles zeigt ihm *seines* Menschen Zug,
und sich selber kann er nicht verneinen —
und an Glück erwarb er auch genug.

Und er lächelt ob der Menschen blindem Schalten,
das der Sinne Tun beherrschen will,
die auf tausend Wegen sich gestalten,
die der Menschenhut verborgen bleiben,
denn der Quell der Kraft liegt viel zu tief und still.
Lächelnd weiß er: Alles kommt zu ruhn
aus sich selber auch das glühste Treiben, —
das Vergehn vergeistigt alles Tun.

Und er fühlt den Flügelschlag der Müdigkeit
sich in seiner Seele schwer verbreiten,

lächelnd nickt er einer frühern Zeit
traulich zu und hält sich an den Schimmer,
um das Müde in sich wieder fortzuleiten.
In der Ecke ragt der dunkle Baum,
und sein Schweigen füllt das ganze Zimmer,
daß es aussieht wie ein müder Traum.

Da läßt Ralf den Händedruck der müden Stunde
wie ein Ausruhn über sich ergehn.
Und kein Sinnen dringt und keine Kunde
mehr zu ihm und nichts mehr ihn berührt.
Lichtverwobne Schleier all sein Tun umwehn,
bis ein Dunkel alles überspinnt,
und ein Atmen, wie's der Schlummer führt,
durch den Traum der stillen Stube rinnt.

* * *

Ralf weckt Neldas Stimme aus dem Nebenraum,
und den Lauten geht sein Sinnen nach
und zerreißt im Gehn des Schlummers Zaum.
Dann wie von dem Kinderlaut gehoben
wird es wie ein Lied in seiner Seele wach,
das mit lichter Frohheit zu ihm dringt. —
Draußen hängt die Nacht schon sternverwoben
wie ein Mantel, der das Tal umschlingt.

Wieder hört sich Neld wie wenn ein Jubel fiel,
und die Stimme Lis dazwischen webt;
beide scheinen froh vereint im Spiel.
Es erfaßt Ralf etwas Klares, Reines
und ein weiter Friede seine Seele hebt. —
Und der Kranz der Höhen draußen steht
wie anbetend und verklärt vor eines
ruhenden Gesetzes Majestät.

IX.

Eine Bank träumt überdacht von Pinien
hoch am Hange wo der Ausblick führt
ins Endlose über lichte Linien.
So erstrahlt der Tag, daß sein Frohlocken
noch des Bänkleins stiller Traum verspürt.
Tief versonnen blau dehnt sich der See,
und das Tal ist voll vom Schall der Glocken,
und von allen Gipfeln sprüht der Schnee.

Schritte ungeregelt unterbrochen
scheuchen von der Bank den Traum:
Ralf und Nelda nahn. Vor Freude pochen
beider Herzen und vom raschen Gang,
und nun ruhn sie unterm Pinienbaum.
Und zu Neld sich Ralf versonnen neigt,
und sein Wort sproßt hoch wie ein Gerank,
das sich schirmend um das Kind verzweigt:

„So ein Tag ist wie ein lichter Saal,
drin die Freude träufelt von den Wänden.
Kind, wie strahlt vor Glück das ganze Tal!
Doch so froh und jung du immer bist —
du erfaßt es mit den kleinen Händen
bald schon, greift es tiefer nur in dich,
wie das lichte Leben dunkel ist.“
Fernher rankt Ralfs Blick um Nelda sich.

Fernher weht sein Wort: „Es lag so hell
vor mir einst das Leben, doch da fühlt ich
in mir dunkel seinen lichtsten Quell.
Und ich wühlt mich durch den Dunkels Schoß.
in der Sucht nach Licht — und immer wühlt ich
vorwärts, bis ich müd und müder war
und mich selber fand wie grenzenlos. —
Da erst ward es um mich langsam klar.“

Zärtlich streicht des Kindes Haupt Ralfs Hand,
so als wollt sie es vor Leid behüten;
wolkig schwebt sein Wort ins sonnige Land:
„Kind, ich wußte: ich erlebte mich!
Das macht einsam und treibt schwere Blüten
zu den Tiefen, die sich wie ein Riß
auftun, und es sieht die Seele sich
selbst als Teil von Licht und Finsternis.

Wie du aufhorchst, Kind! Der Blicke Glanz
hängt verwirrt an meinen dunklen Reden; —
ich vergaß auf deine Kindheit ganz.“
Zärtlicher liebkost Ralfs Hand Nelds Haar,
sein Empfinden webt ein Netz von Fäden
wie zum Schutze um das Kind und sinnt; —
dann erwacht sein Wort so warm und wahr —
so als wenn ein Herz zu flehn beginnt.

„Rasch wächst du heran. Die Zeit entflieht,
und auf einmal stehst du an der Stätte,

wo das Herz die Dinge schwerer sieht.
Allzu leicht legt sich des Kummers Falte
dann in deines Glückes junge Glätte.
Läßt du dann Gebot und Satzung ruhn,
die dich nur verwirren — eines halte
fest und hoch: Sei wahr in deinem Tun!

Ich vermag dir nicht den Weg zu zeigen,
der zu Ansehn führt und Glanz und Siegen, —
Sinn und Seele mir zu machtvoll neigen
andren Dingen zu. Doch meine Weisung
bringt dir Schimmer in dein Unterliegen.
Und vielleicht ein Liedton dich erreicht,
der ein Krönlein setzt auf meine Weisung,
das vergoldet deinen Gram vielleicht. —"

Wie ein Segen ruht auf Nelds Ralfs Blick.
In der Nähe durch vereiste Gründe
wühlt sich eines Wässerleins Getick.
An den sonnenlichtbehangnen Wänden
ziehn gleich Adern blaue Schattenschlünde.
Schwerer schwankt das Tal in Trunkenheit
von der Lichtflut mittaglichen Bränden. —
Ralf entrafft sich der Versunkenheit.

Und gewahrt den Tag und in den großen
Kinderaugen Nelds den ernsten Glanz.
Und er schilt auf sich und ruft mit Kosen

neu den Frohsinn in das Kind zurück
und wird jubelnd selbst zum Kinde ganz.
Dann führt Neld den Vater an der Hand:
sie noch ernst und groß — er klein vor Glück
durch das blau und goldne Winterland.

X.

Windwolken tragen in den Abendhimmel
verglänzt durchsichtig schleierhaft Geschwebe.
Die Bläue flutet durch das Florgewimmel.
Von weither weht ein Hauch so sonderbar
und knüpft und fügt Gewebe an Gewebe.
Und tiefer glänzt der Himmel durch den Schleier,
drin Grat und Gipfel aufblühn nah und klar,
als spürten sie im Windhauch den Befreier.

Als fühlten sie geheim dahinter stehn
die Allmacht, die erweckt zu neuem Leben:
es braut so lebenswarm im Windeswehn, —
es ist, als blähe jedes Ding die Nüstern
den Hauch so tief als möglich zu erleben.
Auch Ralf fühlt plötzlich sich durchdrungen ganz;
die Züge, die Gedanken ihm verdüstern,
behängt der Hauch mit einem milden Glanz.

Sein Schritt horcht auf. Des weiten Raumes
Schwingen
wehn rauschend um der Wege Einsamkeit.
Die Abendlichter in die Fluren dringen.
Und ganz verglüht sehn Baum und Gründe zu
dem wunderlich bewegten Tun der Zeit.
Aus dem Gelände an des Berghangs Bucht
ergießt ein Lied sich in die Dämmerruh
und taucht hinein in der Gewölkglut Flucht.

Die lichte Mädchenstimme, die es singt
ist wie aus Traum und dunkler Sucht gewoben.
Und wie so Ton um Ton in Weiten dringt,
darin der Abendglanz im Föhnhauch bricht,
fühlt Ralf sich von der Liedflut wie gehoben.
Sein Heimatdorf steigt schimmernd vor ihm auf
mit Wald und Weiher, und um alles flicht
Erinnrung Tun aus seinem Lebenslauf.

Sein erstes Lieben blickt ihn traurig an
und war doch so von Jugendsucht durchleuchtet.
Und keine Tiefe war noch aufgetan
in ihm, und jeder Schritt der Sitte treu.
Erst später hat es grimmig ihn durchleuchtet,
als ihn erdrückte schier der Satzung Zwang.
Da brach er durch und fand die Liebe neu:
durch lauter Rätsel einen heißen Gang.

Und Bilder wie von Wellen zugetragen
durchrinnen schwer und schmeichelnd sein Gefühl,
bis Li und Nelda in sein Leben ragen. —
Dann ruht sein Sinnen. Bild um Bild ertrinkt.
Und in die dunkle Ruh wie licht Gewühl
die Mädchenstimme wieder sich ergießt.
Und wacher lauscht Ralf: Tief und tiefer sinkt
die Liedflut in ihn, bis sie ihn erschließt.

Dann steht er offen da in dunkler Hellen
und seine Seele zu der Seele geht

die er heraushört aus des Sanges Wellen —
und schaut ein Kind, das in den Abendhimmel
die Weisen süchtig ausströmt wie Gebet.
Und unklar wogt des Mädchens tiefe Sucht
und liegt im Liede wie verschämt Gewimmel
von Traum und Hoffen, das Erfüllung sucht.

Und Ralf ergreift es wunderlich wie Weh: —
ob diese Blüte überstünd ihr Branden —
und ob ihr nicht vielleicht ein Leid geschäh
vor Liebeslust und lauter lichtem Hoffen —
und ob sie schimmernd noch ertrüg ihr Stranden? —
Da lehnt der Hauch sich lau an ihn. Ralf schaut
im Fohngetös das Grenzenlose offen, —
Und ferne schon neu der Frühling braut.

Es schöpft sein Schauen noch das letzte Glimmen
von schneeerstarrter Gipfelrunde ab.
Das Tal durchbrausen dumpf des Föhnwinds
Stimmen.
Die Liedflut ist versiegt und wieder senkt
sein Sinnen Ralf verglänzt in sich hinab.
Und fühlt sein eignes Landen in Endlosem,
daß seiner Seele soviel Schimmer schenkt,
daß ihre Kleinheit still sich wächst zu Großem.

* * *

Der Abend schläft verhüllt im Schoß der Nacht
vom schweren Föhnhauch stoßweise umflogen.
Im Mondhauch zieht Gewölk auf wie zur Schlacht.
Ein Mensch geht einsam über lauschend Land
und fühlt, sich glätten seiner Seele Wogen,
als gäb es keinen Sturm mehr in der Zeit:
und schimmervoll im glatten Wogenstand
spiegeln sich Liebe und Unendlichkeit.

E N D E

Gedruckt im Jahre Neunzehnhundertundneun bei Jul. Beltz, Hofbuchdrucker in Langensalza

Den Umschlag zeichnete Jos. Tom

Hervorragende Lyrik aus dem Verlage
Axel Juncker in Stuttgart und
Berlin W. 15, Pfalzburgerstr. 12:

Max Dauthendey:

Bänkelsang vom Balzer auf der Balz

Preis geheftet 3 M., gebunden 4 M. Nummerierte Luxusausgabe auf van Geldern Quart-Format. Preis 10 M

Die ewige Hochzeit — Der brennende Kalender

Liebeslieder. Preis in Sackleinen gebunden 2 M. 50

In sich versunkene Lieder im Laub

Umschlag und Einband von E. R. Weiß. Preis geheftet 2 M. 50; gebunden 3 M. 50

Der weiße Schlaf

Lieder der langen Nächte. Umschlag und Einband von E. R. Weiß. Preis geheftet 2 M., gebunden 3 M

Lusamgärtlein

Frühlingslieder aus Franken. Umschlag und Einband von E. R. Weiß. Preis geheftet 2 M. 50; gebunden 3 M 50

Prof. Ferdinand Gregori vom Burgtheater in Wien schreibt:

Max Dauthendeys Kunst prangt nun in sommerlicher Reife. Es ist wirklich, als habe der Dichter sich mit seiner siebentönigen Flöte in die dichten Zweige einer deutschen Linde gesetzt und hier mit den Vögeln um die Wette gesungen, unbekümmert um die Wirkung und um den Preis. Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist ihm Lohn genug. Und weil er so abseits schafft, schaut er mit eigenen Augen, entdeckt er neue Gebiete. Die Mannigfaltigkeit seiner Gleichnisse hat kaum irgendwo ihresgleichen, und es scheint, als rede er eine uns fremde Sprache: so angefüllt mit Wunderworten sind seine Bücher. Dabei gleitet der Vers, der Reim, der Satz, der Gedanke in selbstverständlicher Einfachheit von seinen Lippen. Das Geheimnis der künstlerischen Naivität ist ihm offenbar. Die Lieder, deren keines den Widerspruch oder ein Kopfschütteln erregt, die alle zur Verherrlichung der Geliebten ersonnen sind, wiegen schwer wie ein ganzes rechtes Dichterleben. Möchten die keuschen Gesänge aus dem Laubverstecke herausschallen, möchten sie in die Ohren der Menschen eingehen und den Seelen sagen, daß die Quellen deutscher Dichtung heute noch so üppig springen und lieblich rauschen wie jemals.

Max Brod

Der Weg des Verliebten

Mit handkol. Umschlag von L. Bernhard:
Preis 3 M. Wohlfeile Ausgabe: Preis 2 M.

Ein neuer Versdichter gibt sich in seinem Gedichtband „Der Weg des Verliebten" formell von starker Eigenart und inhaltlich ohne erkennbare Vorbilder. In seinen kunstvoll gebauten Strophen, die manchmal die seltsam kühle Glätte der alten Schlesier haben, weht ein fiebrisches Leben, ein glühender Sinnenrausch, eine trunkene Freude am Weibe. Das Besondere an diesen Strophen ist aber, daß sich hier die Lust an physischer Schönheit fast zu seelischer Intensität begeistert. Ein Dichter tritt auf, der schon fertig ist, aber noch von sich mitzuteilen haben wird.

Berliner Tageblatt

..... Ein rotes Buch, aus dem Gedichte wie Flammen schlagen. Ein Buch der Leidenschaft ... Der ganze Mensch ist neu. Losgelöst von Vergangenheit und Entwicklungen ...

Dr. Max Fleischer

Emil Faktor: Jahresringe

Neue Verse. Preis M. 2.— geheftet, M. 3.— gebunden.

Dafür ist es ein Erlebnis, den „Jahresringen" von Emil Faktor zu begegnen, die von Goldklängen hallen, die wir als Trost und Erholung uns klingen lassen. Alles ist ganz einfach, stark, schön. Er ist keine Nuance, sondern ein Vollmensch mit radial in die Welt hinausdrängenden, zentral ins Innere weisenden Kräften, ein Mann neben dem Dichter. Ihm ist die Liebe kein Taumel, kein Feuertrunk des Augenblicks, sondern der Wille seines ganzen Ich zum Verwandten, zu einem Ich, das zu erobern lohnt und die Kraft der Seele kostet. Hier ist keine Sinnenhitze, sondern fast eher jünglinghaftes Zagen, das aber auch in prächtig auflodernde Kraft einschlagen kann, und das, betrogen, erst sturmvogelartiges Wüten (gegen sich selbst), dann feste kraftbewußte Resignation hervorruft. Faktor ist einsam, aber nicht von einer schablonenhaften Allerweltseinsamkeit, sondern einer Art, die er konkret, verständlich und liebenswert vor uns erstehen läßt. Er hat gesunde Selbstironie, gesunde, weil sie das Positive des Ichgefühls über der Selbstgeißelung nie verliert. Er hat ein Gefühl für die Natur, das von faßbarer Plastik ist und von Gedanken gesättigt. Und tief in sich und interessant aus sich heraus; vor allen Dingen kennt er sich selbst; er liest, hat das Gefühl dafür, daß er kann und ist gerade darum — eine wohlige Ausnahme unter den jungen Dichtern von heute — nicht im mindesten eitel. Hamburger Fremdenblatt.

Rainer Maria Rilke:

Das Buch der Bilder

Preis gebunden 4 M. 50

Advent

Preis gebunden 2 M. 50

Dr. Richard Schaukal:

Ich müßte das ganze Buch ausschreiben, dieses Buch wie aus venetianischem Glas, wie aus dem Flaum junger Vögel, wie aus dem melancholischen Rieseln der Blätter im Herbste eines Burghofes, wie aus dem Knistern langer, weißer Seidenschleppen über breiten, dunklen Marmortreppen, wie aus dem Rauschen der Wogen über die ausgetretenen Schwellen der Paläste, deren Herren tot sind und bis auf die Namen vergessen, wie aus dem Flüstern der Sehnsucht in den Wipfeln der Ulmen um das Grabmal einer jungen Prinzessin.

Wir verweisen ferner auf die Broschüre:

Wilhelm Michel, Rainer Maria Rilke

Preis 1 M.

Emile Verhaeren:

in der Übertragung von **Erna Rehwoldt:**

Lichte Stunden

Handkol. Umschlag von Luc. Bernhard. Preis 3 M.

Gedichte

Preis geheftet 2 M. gebunden 3 M.

Auch Rehwoldts Verhaeren-Übertragung ist eines der feinsten Gedichtbücher seit geraumer Zeit, nicht nur der aparten Ausstattung wegen. Gewährt schon V's seidenweiche, zarte, schimmernde, mystisch-schauende Poesie einen seltenen Genuß, so zwingt uns die Übersetzung noch besondere Bewunderung ab. Man darf dem Verlage zu diesem Buche Glück wünschen.

Allgemeines Literaturblatt, Wien.

... Es sind Verse, wie in Frankreich nur einer schreiben kann — Emile Verhaeren.

Neue freie Presse: Otto Hauser.

.... Ihr und uns anderen in Deutschland, denen der Name Verhaerens nicht ein Wort, sondern ein essenzieller und heiliger Lebenswert ist, wir müssen an diese unaufschiebbare Aufgabe der Übertragung herantreten, müssen an das eigentlich Gewaltige dieser lyrischen Schöpfung vermittelnd schreiten. .... es ist an der Zeit, auch ohne Dank und Ruhm für uns, nur zu unserer Genugtuung der Vermittlung eines so großen Dichters dienstbar zu sein. Die Zeit: Stefan Zweig.

Friedrich Volland: Balladen der Liebe

Preis 2 M. geheftet; 3 M. gebunden.

Es ist kein allzu häufiger Fall, daß ein Dichter, dessen Name uns zum ersten Male begegnet, uns gleich als ein reifer, ganz fertiger Künstler entgegentritt. So ist dieser Balladenband, der Töne von lange nicht gehörtem markigen Erzklang enthält, schon durch diesen Seltenheitswert sehr kostbar und bedeutend. Der neue Ton, der das Merkzeichen der stärksten Talente ist — der neue Ton als Ausdrucksweise einer ungewöhnlichen Persönlichkeit verschmilzt in diesen Balladen von Fontaneschem Schwung mit einer dramatischen Kraft ersten Ranges zu technisch wie inhaltlich nahezu vollendeten Schöpfungen. Friedrich Volland ist so unromantisch wie nur möglich; um die Liebe, von der seine Balladen handeln, wehen keine blauen Schleier; sie leuchtet in sinnlicher Realität, und das Leben will genommen werden, wie es ist. Aber was anderswo brutal wäre, wird hier zu schäumender, frischzugreifender Kraft, denn das Physische selbst ist mit einer liebevollen Bejahung alles Menschlichen, und selbst Allzumenschlichen, zur Urquelle aller Dichterkraft glorifiziert. Volland legt seine Hand an die tiefsten Nervenstränge des Lebens und legt sie bloß; ohne Anklage, ohne Bitterkeit, ohne rätselhaftes Moralisieren; mit einem alles begreifenden Lächeln weist er den Menschen, was er gefunden hat: „Telle est la vie!“ .... Wir haben nie geahnt, daß die deutsche Sprache so reich sei. .... Seine „Ostpreußische Ballade“ ist eines der sprachlich wie dramatisch meisterhaftesten Gedichte, die uns seit Jahren begegnet sind. ... Sollten dem neuen Dichter nicht unbegreiflich launenhafte Zufälle übel mitspielen, so dürften seine Balladen bald fleißig gelesen und vorgetragen werden. Pester Lloyd

GRENZEN
INNSBRUCK
ARCHIV